

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
Postkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adolfsstraße 16
Fernsprecher S.-A. 62841

Erscheint wöchentlich am Samstag
Eingetragen in die Reichspostgesetzungsliste
Schriftstücke ohne Freiumschlag werden nicht zurückgeschickt

Wozu da noch Gewerkschaften

Zu welchem Zweck die Gewerkschaften da sind, welche Aufgabe sie zu erfüllen haben, darüber gibt es Meinungsverschiedenheiten. Namentlich zwischen den sozialistischen Gewerkschaften und denen anderer Richtung, den Christlichen, den christlichen usw. Aber so weit diese Meinungsverschiedenheiten auch gehen, über eines waren sich die Gewerkschaften der verschiedensten Richtungen bisher einig, nämlich darüber, daß es die unmittelbare Aufgabe der Gewerkschaften sei, für die materielle Besserstellung der Arbeiter zu sorgen, jede Verschlechterung ihrer Lage nach Kräften abzuwehren.

Man sollte meinen, daß hierdurch die Stellung sämtlicher deutschen Gewerkschaften zur Regierung Brünning und zu deren bisherigen Taten gegeben sei. Denn niemand bestreitet, daß alles, aber auch alles, was diese Regierung bisher getan hat, die Lage der Arbeiter verschlechtert. Und was sie, nach der Erholung in der Osterpause, weiter zu tun gedenkt, bedroht die materielle Lage der Arbeiter noch mehr. Wir wollen es unterlassen, die Einzelheiten über Steuererhöhungen usw. noch einmal aufzuzählen, die dem Leser aus der Tagespresse und aus Nr. 17 der Metallarbeiter-Zeitung bekannt sind. Daß jede dieser Maßnahmen dem Arbeiter vermehrte Ausgaben aufzwingt und folglich seine Lebenshaltung verschlechtert, ist unbestreitbar und wird auch, wie gesagt, nicht bestritten. Also einheitliches Aufkommen der Empörung bei allen Gewerkschaften gleichviel welcher Richtung? Einmütiges Zusammenstehen zur Abwehr?

Statt dessen haben sich Dinge begeben, welche eindeutig die parteipolitische Gebundenheit gewisser Gewerkschaften beweisen. Herr Brünning ist ein frommer Zentrumsmann, und alsbald zeigt sich, daß den christlichen Gewerkschaftsführern die Verteidigung dieses christlichen Reichslanslers wichtiger ist als die Abwehr der Verschlechterungen, die er über die Arbeiter — natürlich auch über die christlichen Arbeiter — verhängt.

Am 14. April fanden im Reichstag die entscheidenden Abstimmungen statt. Am 15. April erschien im „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften“ ein Aufsatz, worin es wörtlich heißt:

„Die Finanzen des Reichs sind in schlechter Verfassung, neue Steuern sind not, um Ordnung zu schaffen... Ohne weitere Belastung der breiten Schichten ist das nicht möglich; die Belastung nur der stärkeren Schichten ist mehr oder minder eine Illusion. So oder so — alle Ausgaben der öffentlichen Verwaltung belasten immer am stärksten die sogenannten unteren Schichten... Zu allem kommt, daß die Landwirtschaft weiterer Hilfe bedarf, die unter Umständen zunächst auf Kosten der übrigen Volksschichten erfolgen muß.“

Endlich spricht der Aufsatz die Erwartung aus, daß in Zukunft die Reichswehre — und damit die Ausgaben für sie — vermehrt werde.

Man beachte wohl: hier wird unumwunden zugegeben, daß den „breiten Schichten“, den „übrigen Volksschichten“, das heißt den Arbeitern das Leben erschwert wird. Aber nicht im Traume denkt dieses christliche Gewerkschaftsblatt daran, nach Mitteln der Abwehr zu suchen. Im Gegenteil, es wird den Arbeitern eingeredet, daß ihre Belastung notwendig, unabwehrbar sei. Wir brauchen den Lesern der Metallarbeiter-Zeitung wahrlich nicht erst zu sagen, wie ansehbar jeder Satz jenes Aufsatzes ist. Es steht keineswegs fest, daß die Finanzen des Reichs nur durch neue Steuern in Ordnung zu bringen sind. Wir wüßten eine ganze Reihe anderer Vorschläge. Wenn aber schon neue Steuern, dann steht es noch viel weniger fest, daß dabei die „unteren Schichten“ am meisten belastet werden müssen. Doch auf all dies kommt es im Augenblick nicht an. Hauptsache ist, wie das Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften seinen Lesern die Bevorzugung der Reichen, die Belastung der Armen als eine Naturnotwendigkeit hinstellt, gegen die man nicht ankämpfen dürfe. Um nur ja nicht den ihm parteipolitisch nahestehenden Reichskanzler Brünning zu gefährden!

Das war am 15. April und wurde vielleicht von den Führern der christlichen Gewerkschaften selbst doch wohl als gar zu starker Tabak empfunden. Am 20. April erschien in der Zeitung Der Deutsche ein Aufsatz vom Vorsitzenden der christlichen Gewerkschaften Bernhard Dite, worin Herr Brünning nicht mehr so unbedingt und unbegrenzter Beifall gezollt wird. Einzelne seiner Maßnahmen, heißt es da, müßten abgelehnt werden. Genannt werden als solche: die Einwirkung der neuen Zölle auf bereits abgeschlossene Handelsverträge, der Fortfall des zollfrei einzuführenden Getreidefleisches, die stärkere Massenbelastung an Stelle erhöhter Biersteuer.

Dem aufmerksamsten Leser kann nicht verborgen bleiben, daß der Aufsatz Dites praktisch gar keinen weiteren Erfolg haben kann als den, von der übertriebenen Begeisterung des Zentralblatts für Herrn Brünning abzurücken. Mit anderen Worten: die Mitglieder der christlichen Gewerkschaften zu beruhigen oder — sagen wir es gerade heraus — einzuschüchtern; ihnen das Gefühl beizubringen: Gott sei Dank, unser Vorsitzender billigt das nicht, was das Zentralblatt geschrieben hat, dann ist ja alles gut!

In Wahrheit ist damit natürlich gar nichts gutgemacht. Was heißt denn das: diese oder jene Maßnahme sei „abgelehnt“? Jetzt, hinterher, nachdem der Reichstag sie „abgelehnt“ hat, ist es vollkommen wurscht, ob Herr Dite sie „ablehnt“. An ihrer Wirkung wird dadurch nicht das allergeringste geändert. Und die Wirkung ist eben: Verschlechterung der Lebenshaltung der Proletarier.

Und es kam der 25. April und brachte eine Ausschüttung des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften.

Hier haben wir es also nicht mehr mit einer Reklamation zu tun, auch nicht mehr mit einer persönlichen Auslassung des Vorsitzenden, die man möglicherweise als Privatäußerungen deuten könnte. Sondern hier liegt — in Form einer „Entschließung“ — eine amtliche Kundgebung der höchsten Körperschaft des christlichen Gesamtverbandes vor. Sie unterscheidet sich denn auch wesentlich von den Äußerungen sowohl des Herrn Dite als auch des Zentralblattes. Sie ermächtigt nämlich die Mißbilligung

Um die Erhöhung der Grundrente!

Seit Wochen und Monaten schon wird in Zeitungen der verschiedensten Parteien haarklein nachgewiesen, daß die Politik der Zollerhöhungen und der Brotverteuerung in jeder Hinsicht der Vernunft widerstreitet, namentlich deshalb, weil sie ihr angelegentliches Ziel, der Landwirtschaft zu helfen, gar nicht erreichen kann. Da trat zuerst die Deutsche Bauernzeitung auf den Plan und erzählte: 60 vH der landwirtschaftlichen Produktion Deutschlands bestehen in tierischen Erzeugnissen, und auch von den restlichen 40 vH kommen nur 18 vH auf Getreide, auf Roggen gar nur 8 vH. Man geht uniere geniale Zollpolitik bekanntlich darauf aus, gerade das Getreide, insbesondere den Roggen zu begünstigen, das heißt zu verteuern. Durch die Maßnahmen, die zu diesem Zweck ergriffen werden — Zölle, Einfuhrzölle usw. —, werden aber auch die Futtermittel verteuert, und die Folge wird sein, daß die deutsche Fleisch-, Milch-, Eier-, Butterproduktion (also weit über die Hälfte, volle drei Fünftel der deutschen Landwirtschaft) gegen den Wettbewerb von Dänemark, Belgien und anderen nicht mehr wird aufkommen können. Wörtlich schrieb die Deutsche Bauernzeitung im Februar:

„Wird ein solches Utensil auf die deutsche Viehzucht, Produktion verübt, so werden unsere Bauern bei der Herstellung von tierischen Produkten mit einem Produktionsaufwand belastet werden, der ungefähr doppelt so hoch ist wie bei dem das benachbarte Ausland zu rechnen hat... Man verteuert zugunsten des inländischen Getreidebaus und zugunsten der ausländischen Veredelungsproduktion dem deutschen Bauern seine Produktionsmittel derartig, daß er gegen die ausländischen Produkte in Zukunft überhaupt nicht mehr aufkommen kann.“

Das war jedoch im Februar 1930 schon längst keine Neuigkeit mehr. Dasselbe hat man in der gesamten bürgerlich-demokratischen Presse schon seit Jahren lesen können. Aber vielleicht sind solche Äußerungen von parteipolitischer Voreingenommenheit oder bei den Bauern von Rücksicht auf den eigenen Vorteil diktiert? — Jetzt hat sich ein richtiger Großgrundbesitzer gemeldet, ein Mann, der selbst Getreide produziert und von der Zollerhöhung Vorteile hat. Da kann von Voreingenommenheit keine Rede sein, und doch bestätigt er, was die Bauern sagen. Der ehemalige Ministerpräsident Tanzen schreibt am 13. April im Berliner Börsen-Courier:

„Die Wirkung der Schiele'schen Politik wäre, daß Millionen Bauern das letzte Korn, das sie brauchen, dem Großgrundbesitzer teuer bezahlen müssen, da... alle Futtermittel auf den doppelten Weltmarktpreis getrieben werden. Die säuerlichen Produkte dagegen... werden nur um 10 bis 20 vH über den Weltmarktpreis liegen, so daß die unumgängliche Veredelungswirtschaft treibende, gut bewirtschaftete Landwirtschaft in Dänemark, Holland, Belgien

auf nur zwei von den Maßnahmen Brünings, auf die Erhöhung der Umsatzsteuer und auf die Sonderbesteuerung der Konsumvereine. Von all den anderen Dingen, von denen Herr Dite noch sprach, ist hier keine Rede mehr. Im übrigen aber, oder vielmehr gleich von vornherein, noch vor jenem leisen Tadel, an erster Stelle der Entschließung wird die „jetzt erfolgte entschlossene und schnelle Verabschiedung der Steuererhöhungen als eine der ersten Voraussetzungen für die Gesundung der Finanzlage mit Zustimmung, ja sogar mit Freude begrüßt!“

Die oberste Vertretung des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften hat kein Wort dafür übrig, daß die neuen Steuererhöhungen den Arbeitern das Leben fürchterlich erschweren.

Wir fragen: wozu dann überhaupt noch Gewerkschaften?

usw. jeden, auch den Schiele-Holl für Schweine, Eier, Butter, Käse, Milch überspringen und die deutsche Bauernwirtschaft, die teure Futtermittel kaufen muß, niederkonkurrieren wird.“

Die Hühnerzucht allein, schreibt Herr Tanzen weiter, produziert jährlich in Deutschland 1 Milliarde Mark an Wert, soviel wie der ganze Roggen, der halbe in Deutschland wachsende Weizen. Durch die neuen Zölle werden die deutschen Eier so teuer werden, daß sie die Preise der dänischen, holländischen, belgischen Eier weit übertreffen und folglich nicht mehr verkauflich sind. Die deutsche Hühnerzucht wird stark eingeschränkt werden, vielleicht aufhören. Das gleiche gilt für Butter, Milch, Käse, Rinder, Schweine. Deshalb warnt Herr Tanzen davor, diese Agrarpolitik „gegen alle Vernunft durchzuführen“.

Gegen alle Vernunft! — Aber hat denn diese Politik, hat Politik überhaupt irgend etwas mit Vernunft zu tun? Alles, was da gesagt wird, ist längst bekannt. Vielleicht nicht in jeder Einzelheit, aber doch in den wesentlichen Grundzügen. Wir erinnern uns, daß wir es noch bei jeder Zollerhöhung in den Zeitungen gelesen haben. Daß es auch nur das geringste genügt? Die Agrarier haben sich nicht einmal die Mühe genommen, mit Vernunftgründen darauf zu antworten. Noch bei der letzten riesigen Zollerhöhung vor ein paar Wochen, die noch die vorige Reichsregierung machte, hat Herr Schiele — inzwischen Minister geworden — sich damit begnügt, zu jammern, daß das für die „himmelstreichende Not der Landwirtschaft“ viel zu wenig sei. Und das hat als „durchschlagender“ Grund ausgereicht. Wir sollen uns also nur nicht einbilden, daß die überzeugendsten Vernunftgründe da irgendwelchen Einbruch machen. Hier handelt es sich nicht um Vernunftgründe, sondern um Fragen der Macht, um Fragen des Klassenkampfes. Die Großgrundbesitzer wollen ihre Grundrente steigern, und dabei ist ihnen „die Landwirtschaft“ genau so wurst wie die Arbeiter, denen durch die wahnsinnige Verteuerung das letzte Stück Brot aus dem Mund gerissen wird.

Aber die Bauern, namentlich die mittleren und großen, bilden in Deutschland noch eine nicht unbeachtliche Macht. Und da es ihnen, wie oben bewiesen, direkt an den Krügen geht, so sollte man annehmen, daß sie sich endlich einmal zur Wehr setzen werden. Jedoch, ab sie das tun werden und wieviel sie ausrichten können, das läßt sich nicht abschätzen. Vielleicht wird an ihrem Widerstand diese Zollpolitik einmal scheitern. Wenn aber nicht, dann geht der Bauernstand in Deutschland zugrunde, wie er in vergangenen Jahrhunderten in England zugrunde gegangen ist. J. H. U. S.

Vorwärts trotz alledem!

Die Jahresabrechnung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

gibt ein anschauliches Bild von dem verhängnisvollen Umschwung, den die deutsche Wirtschaft in den verfloßenen Jahren genommen hat. Seit Kriegsende wechseln wirtschaftlicher Aufstieg und katastrophale Niedergänge in blinder Folge mit nie gekannter Festigkeit. Die Liquidierung des Weltkrieges, das sprunghafte Vordrängen einer durch einseitige Kriegsproduktion vernachlässigten Technik und das hartnäckige Ringen der Reaktion gegen die zur Macht gewordenen Arbeiterklasse drücken Politik und Wirtschaft ihren Stempel auf. Die trockenen Zahlen der Abrechnung erhalten für den, der sie zu lesen vermag, Leben und Bewegung.

1926 erschütterte die Rationalisierungskrise die Wirtschaft bis in ihre Grundfesten. Eine Arbeitslosigkeit brach aus, wie sie noch nie erlebt und von der man glaubte, daß sie sich nie wiederholen würde. Und doch hat dieses Berichtsjahr Zahlen aufzuweisen, die jene des Jahres 1926 in den Schatten stellen. Im Jahre 1927 setzte ein langsamer wirtschaftlicher Aufstieg ein, der auch im Jahre 1928 anhält. In dieser Zeit wurde es der Kollegenchaft unter Führung des Verbandes möglich, auf der ganzen Linie zu kämpfen anzusetzen, damit die niederen Löhne und die sich während der Krise eingetragenen Arbeitsverschlechterungen beizugehalten wurden. Die Verbandsabrechnung 1928 zeugt von diesem Kampfsjahr ersten Ranges, wie sie doch allein für Kampfeswede, Streits und Ausstellungen die Summe von 16 Millionen auf. Ein wirtschaftlicher Aufstieg war damit für die Kollegenchaft gewährleistet. Diejenige Kampfsjahr folgt nun das

Jahr 1929 als Krisenjahr erster Ordnung

Die Zahlen haben sich gründlich gewandelt. Aus der Kampfesunterstützung ist die Notlageunterstützung geworden. Das Jahr begann mit einer monatelang währenden sibirischen

Kälte, die den Arbeitsmarkt ungünstig beeinflusste. Dann spielten politische Ermüdungen eine Rolle. Dem Feindbund wurde Deutschlands Zahlungsunfähigkeit bewiesen. Zudem kam noch der Vorstoß der Reaktion gegen die deutsche Sozialgesetzgebung und insbesondere gegen die Erwerbslosenversicherung, die durch den harten Winter in Schwierigkeiten geraten war. Es ist heute unbestritten, daß die deutsche Wirtschaft gedrosselt wurde, um in dem Massenelend die soziale Reaktion zum Sieg zu führen. Bis zum Ende des Berichtsjahres steigerte sich die Arbeitslosigkeit ganz gewaltig. Eingriffe der Reichsbank unterbanden den Gemeinden die Kreditaufnahme und führten zu einer weiteren Verschlechterung. Die Industrie wurde mit in den Strudel gerissen. Deutschlands Devalvaluta hemmte die Ausfuhr, die Staaten mit niedriger Valuta liefern billiger. Zudem weitete sich der deutsche

Aus dem Inhalt

	Seite
Wozu da noch Gewerkschaften — Um die Erhöhung der Grundrente — Vorwärts, trotz alledem!	145
Der Kartellpanzer der Schwereindustrie	146
Wissenswertes aus der Sendetechnik — Von der Pflege der Autokarrosserie	147
Das junge Kleid — Unverwundliche Untertanengutmütigkeit — Der 1. Mai im Aberglauben	148
Die alte Maschine — Die Lüge vom Heldentod — Arbeiter-Olympia 1931	149
Alle herhören! — Ergebnisse der Verbandstätigkeit	150
Gewerkschafter und Faschisten — Der amtliche Lebenshaltungsmeter — Giftgas für Soldatenjungen — Warum sind richterliche Urteile volksfremd?	151

Gandel, eine erträgliche Preispolitik zu treiben. Aus allem geht hervor, daß die Arbeitslosigkeit bei uns zu einer Dauererscheinung geworden ist. Hier zeigt sich der Verband als wichtigste Stütze, das drückt sich dadurch aus, daß im Berichtsjahr aus Verbandsmitteln

23 Millionen Mark Arbeitslosen- und Krankenunterstützung

aufgebracht wurden, um die Opfer der furchtbaren Wirtschaftskrise über Wasser zu halten. In Krisenzeiten ist es nicht leicht, wirtschaftliche Angriffskämpfe zu führen, immerhin mußten in der Berichtszeit für Abwehrkämpfe 2 1/2 Millionen Mark verausgabt werden. Die Krise stellt große Anforderungen an die Verbandskasse. Da aber die sonstige finanzielle Entwicklung des Verbandes sehr gut ist, durch strenge Rationalisierung auch weitgehende Ersparnisse erzielt wurden, können wir getrost in die Zukunft blicken. An dieser erfreulichen Entwicklung haben die Lokalkassen einen guten Anteil. Diese finanzielle Festigkeit braucht unser Verband, denn die Arbeiterschaft ist noch nicht über die Schwierigkeiten hinweg. Das Ringen um das Stück troden Brot geht weiter und wird immer hartmüdig, und nur durch den gewappneten Verband vermag die Kollegenschaft sich weiter siegreich durchzuhausen.

Einnahmen und Ausgaben der Hauptkasse im Jahre 1929

Table with columns for 'Einnahmen' and 'Ausgaben'. Includes rows for 'Kassenbestand vom 31. Dezember 1928', 'An Beitrittsgeldern und Beiträgen', 'An Abhebung von den Banken', etc.

Table with columns for 'Ausgaben'. Includes rows for 'Agitation', 'Informationsreisen usw.', 'Metallarbeiter Zeitung', 'Metallarbeiter-Jugend', etc.

Table with columns for 'Verwaltungskosten'. Includes rows for 'Schalt- an Verband', 'Kasse', 'Eingangsgelder', 'Für den Ausschuß'.

Table with columns for 'B. Sachliche'. Includes rows for 'Druckarbeiten', 'Bibliothek', 'Büroartikel', 'Büroreinigung', etc.

Rechnungsabluß für das Jahr 1929

Table with columns for 'Einnahmen'. Includes rows for 'Kassenbestand vom 31. Dezember 1928', 'Beitrittsgelder und Beiträge', 'Zurückbezahlte Darlehen', etc.

Table with columns for 'Ausgaben'. Includes rows for 'Agitation', 'Informationsreisen und Referenzbesuche', 'Metallarbeiter-Zeitung', 'Metallarbeiter-Jugend', etc.

Table with columns for 'Verwaltungskosten'. Includes rows for 'Schalt- an Verband', 'Kasse', 'Eingangsgelder', 'Für den Ausschuß'.

Stuttgart, den 24. April 1930. Geschäftsführer: Ernst Schürer, E. Schott. Revidiert und für richtig befunden: Für den Ausschuß: R. Kleißig, Reiffenberger, E. Siegel.

Der Kartellpanzer der Schwereisenindustrie

Seit Mitte des vorigen Jahres ist an dem Neuaufbau der Kartelle in der Schwereisenindustrie gearbeitet worden. Da sämtliche Kartellverträge abliefen, wurde die Frage erörtert, in welcher Form die Schwerindustrie sich neu organisieren sollte. In der letzten Zeit hat die Zusammenballung weitere Fortschritte gemacht. Doch bestanden daneben noch immer einige kleinere Werke, die die Anordnungen der großen Werke zu stören vermochten. Es fehlte deshalb nicht an Stimmen, die als eine echte Kartellmüdigkeit bezeichnet werden konnten. Besonders war es der bekannte Generaldirektor der Gutehoffnungshütte, Dr. Paul Reusch, der der Meinung huldigte, daß einmal das freie Spiel der Kräfte innerhalb der Schwereisenindustrie zur Geltung kommen müßte. So rangen verschiedene Anschauungen mit- und nebeneinander. Die Auflösung der Kartelle ist nicht nur nicht zur Tatsache geworden, sondern der Kartellpanzer ist enger als je zuvor geschürt worden.

Die Kartellerneuerung fiel zusammen mit dem Jubiläum des Deutschen Stahlwerksverbandes. Er hat seit 1904 der deutschen Eisenindustrie jene Stärke verliehen, die sie vor allen anderen der Welt auszeichnete. Innerhalb dieses Vierteljahrhunderts hat die deutsche Eisenindustrie alle Formen und Entwicklungsstufen der Verbandsbildung durchgemacht. Trotz bestigen Widerwillens ist eine immer stärkere Zusammenfassung der Werke, eine Verstraffung der gegenseitigen Bindungen und eine Zurückdrängung der Einzelunternehmung zu verzeichnen gewesen. Das gemeinsame Handeln hat schließlich zu einem vollständigen Siege geführt. Von einer übergeordneten Stelle aus wird die Produktion der Eisen- und Stahlindustrie geleitet. Und da seit 1924 internationale Bindungen hinzugekommen sind, wird das Verhältnis immer verwickelter. Im Rahmen der Kartellerneuerung ist von jeher die Zusammenballung gefördert worden. Das Schwergewicht der Eisenindustrie geht in stärkerem Maße auf wenige Großunternehmungen über.

Wenn wir versuchen wollen, uns über die neueste Zusammenballung der Eisen- und Stahlindustrie ein Bild zu machen, so dürfen wir an den bisherigen Zuständen nicht vorübergehen. Die im Jahre 1924 geschaffene Rohstahlgemeinschaft war ein Kontingentierungskartell, das heißt die Rohstahlerzeugung Deutschlands wurde als ein einheitliches Ganzes erfasst und anteilmäßig an die Erzeugerwerke verteilt. Die Verkaufsvorarbeiten im Rahmen der Rohstahlgemeinschaft. Diese grundlegende Organisationsform ist wesentlich geändert worden. Die Rohstahlgemeinschaft ist ihres Charakters als Generalkontingentierungskartell entkleidet worden. Das Schwergewicht liegt in den Spezialverbänden. Wohl bleibt die Rohstahlgemeinschaft als Dachkartell bestehen, in ihrem Rahmen sind alle Spezialverbände fest eingeordnet. Die Kartellverträge haben eine gleiche Dauer. Die Satzungen sind aufeinander abgestimmt. Die Kündigung eines Vertrages bei einem Verband ist vollständig ausgeschlossen; sie können alle nur miteinander gelündigt oder gelodert werden.

Innerhalb dieses Gebildes spielt der neugeschaffene Gruppenrat eine sehr wesentliche Rolle. Dieser verbietet jedem einzelnen Werk, in neue Produktionsgebiete einzudringen, ohne von der Gesamtheit der Kartellmitglieder dazu die Zustimmung erhalten zu haben. Durch den Gruppenrat wird eine Kartellfunktion geschaffen, die bisher in der Geschichte der Kartelle vollständig unbekannt war. Die Kartelle sind bis zum Jahre 1940 geschlossen worden. Neben der Rohstahlgemeinschaft bestehen jetzt folgende Spezialverbände: A-Produktverband für Halbzeug, Schienen, Schwellen und Formeisen, Stabeisenverband, Vandeisenvereinigung, Grobblechverband, Mittel- und Feinblechverband, Walzdrahtverband, Röhrenverband, Drahtverband, Verband für Wagenradläufe und deren Teile, Universal-eisenverband usw. Vorläufig nicht verbandsmäßig erfasst sind Stahlformstücke und Schmiedestücke. Für einen Teil der vorstehenden Produkte bestanden früher keine kartellartigen Verbindungen. Wie bereits bemerkt, bilden alle diese Spezialverbände mit der Rohstahlgemeinschaft ein gemeinsames Ganzes. Auf der anderen Seite besteht noch der Roheisenverband,

der seit der Vorkriegszeit unverändert geblieben ist und in der Hauptsache von den großen Werken gebildet wird.

Mit der Erneuerung der Verbände wollte man zugleich einen Neiz machen mit den kleineren Werken. Es bestand eine Reihe von Firmen, die teilweise keinem Kartell angehörten und die Politik der Großwerke zu stören in der Lage waren. Diese Werke waren: Rheinisch-Westfälische Stahl- und Walzwerke, Gussstahlwerk Döhlen, Stahlwerk Beder, Gussstahlwerk Witten, Maghütte und einige Siegerländerwerke. Um diese Unternehmungen endgültig unter die Fuchtel zu bekommen, wurden Aufkaufkonjontien gebildet, denen angehörten: Vereinigte Stahlwerke, Krupp, Gutehoffnungshütte, Mannesmann und Hösch. Die obengenannten Werke wurden auf gekauft und deren Anteile entweder an die gesamten Mitglieder verteilt oder von den Vereinigten Stahlwerken übernommen. Ungefähr 80 bis 90 vH sämtlicher Anteile der kleinen Werke übernahm der Stahlverein. Zum Aufkauf der Außenseiter benötigt man 75 bis 80 Millionen Mark. Diese Summe wurde von den Großbanken zur Verfügung gestellt und soll zu einem Teile von allen Mitgliedern aufgebracht oder vom Stahlverein allein zurückvergütet werden. So ist auch die neueste Kartellerneuerung wiederum dazu benutzt worden, die Zusammenballung zu fördern. Mehr denn je sind in der deutschen Stahlindustrie die sechs Großkonzerne: Stahlverein, Krupp, Gutehoffnungshütte, Hösch, Klöckner und Mannesmann tonangebend. Der Stahlverein ist der Kiefer unter den sieben genannten Konzernen. Er beherrscht mehr als die Hälfte der Anteile sowohl in der Rohstahlgemeinschaft wie im Roheisenverband. Da dieses Werk zugleich auch die Mitteldeutsche Stahlwerke AG, die Vereinigte Oberschlesischen Hüttenwerke AG und indirekt die Maghütte und die Henrichshütte kontrolliert, hat sich das Schwergewicht der Groheisenindustrie weiter nach diesem Werk verzogen. Vervollständigt wird dieses Bild durch die straffe Zusammenfassung innerhalb der Internationalen Rohstahlgemeinschaft.

Für die Gesamtwirtschaft ist diese straffe Eisenkartellierung naturgemäß von hoher Bedeutung. Man schätzt die Eisenindustrie, die durch die Kartellierung von der Gesamtwirtschaft in Form höherer Preise genommen wird, auf 300 bis 400 Millionen Mark jährlich. Es dürfte wohl außer Frage stehen, daß die Eisenzölle angesichts des Kartellpanzers im Innern und der internationalen Eisenkartellierung vollständig überflüssig geworden sind. Doch wichtiger noch ist die Frage, inwieweit die Bearbeiter der Eisen- und Stahlprodukte unter dieser straffer gestalteten Kartellbindung leiden. Die Weiterverarbeitung verfügt über eine Reihe Organisationen, doch keine ist mit denen der Schwereisenindustrie irgendwie vergleichbar. Es besteht lediglich die IAI (Arbeitsgemeinschaft der verarbeitenden Industrie), die nur ein looses Gebilde ist und zum Ziele hat, mit der Schwereisenindustrie die Rabattfrage für Ausführprodukte zu vereinbaren. Die Schwereisenindustrie ist also gegenüber der Weiterverarbeitung sehr wesentlich im Vorteil. Doch dies hat sie sich letzten Endes selbst zuzuschreiben. Auch die Fertigungsindustrie geht mit der Schwereisenindustrie vollständig einig, wenn es sich um Steuern, Löhne, Soziallasten usw. handelt. Man muß sich dann nicht wundern, daß der stärkere Bruder von seiner Monopolgewalt Gebrauch macht und der fertigerarbeitenden Industrie seine Bedingungen aufzwingt.

Für die Arbeiterschaft ist die Kartellierung der Eisenindustrie ebenfalls von nicht geringer Bedeutung. Wenn sie auch nicht direkt mit diesen Dingen zu tun hat, so wird doch indirekt die Stoffkraft der Unternehmer als Ganzes wesentlich gefördert. Zehn Jahre hindurch bildet die deutsche Schwereisenindustrie einen gemeinsamen Block, der durch Verträge nicht nur untereinander, sondern auch mit dem Auslande verbunden ist. Es ist naturgemäß schwer, sich gegen ein innerlich vermahten vertrotteltes Gebilde durchzusetzen. Jedenfalls dürfte es in der ganzen Welt keine Industriegruppe geben, die so miteinander durch Organisation und Verträge verbunden ist wie die deutsche Schwereisenindustrie. Daran sollten sich die Metallarbeiter ein Beispiel nehmen. Paul Ufermann.

Rechnungsabluß der Lokalkassen für das Jahr 1929

Table with columns for 'Einnahmen'. Includes rows for 'Kassenbestand am Schlusse des 4. Vierteljahres 1928', 'Lokale Zuschläge', 'Sonnige Einnahmen', 'Von der Hauptkasse überwiesen'.

Table with columns for 'Ausgaben'. Includes rows for 'Schalter der Geschäftsführer und Hilfsarbeiter', 'Entschädigung an die Ortsverwaltungen', 'Betriebskammer und Zeitungspolportiere', etc.

Table with columns for 'Kassenbestand am 31. Dezember 1929'. Includes rows for 'a) Hauptkasse', 'b) Lokalkassen'.

Ein Sieg der Vereinigten Stahlwerke

Das größte deutsche Eisenwerk, die Vereinigten Stahlwerke, haben vor dem Arbeitsgericht zu Dortmund einen Prozeß gewonnen, der verdient, weit bekannt zu werden. Der Prozeß zeigt handgreiflich, wie groß die Finanzmacht der Millionenare von deutschen Stahlwerken ist und wie sie ihre Gegner zusammenhalten müssen.

Ein Arbeiter des Stahlwerks hatte vor zwei Jahren 10,00 M. - zehn Mark - Lohn erhalten - so viel an Lohn erhalten. Der Stahlverein legte nun auf Kündigung der 10 M. Das Arbeitsgericht in Dortmund hat der Klage stattgegeben. Der Arbeiter muß das Geld zurückzahlen. Da er aber seit zwei Jahren arbeitslos ist und von der Beschäftigungsunterstützung, 10 M. die Woche, leben muß, kann er

die Summe in monatlichen Raten je 3 M. abzahlen - wenn er wieder Beschäftigung gefunden hat. Damit hat sich der Stahlverein einverstanden erklärt. Ist das nicht nobel? Behauptet keiner mehr, unseren Eisenindustriellen gebrähe es an sozialem Verständnis.

Schade, daß das Arbeitsgericht in Dortmund nicht auch über die Rückzahlung der 716 Millionen an den Staat entscheiden kann. Da würde man sehen, wie...

50000 Arbeitslose mehr als im Vorjahr

Am 15. April 1930 war die Arbeitslosigkeit um rund 50000 höher als zur gleichen Zeit des Vorjahres. Nach dem Bericht der Reichsanstalt für die Zeit vom 1. bis 15. April ist die Entlastung des Arbeitsmarktes nur langsam fortgeschritten. Die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger ist in dieser Zeit um rund 195000 Personen auf 185900 zurückgegangen. In der Krisenunterstützung erhöhte sich die Zahl der Unterstützten um 8700 auf 302000. Insgesamt wurden also Mitte April 216000 Arbeitslose unterstützt. Gegenüber Ende Februar ist die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger um rund eine halbe Million zurückgegangen. Gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres ist aber die Zahl der unterstützten Arbeitslosen um 480000 höher.

Ein außerordentlich betrübliches Zeichen ist es, daß die Arbeitslosigkeit in solch geringem Maße abnimmt. Es ist möglich, daß auch die nächsten Wochen noch eine Abchwächung bringen. Die Aussichten sind aber gering, wenn man bedenkt, daß die Großindustrie in ziemlich erheblichem Umfange Arbeitskräfte abwirft. Die Sparmaßnahmen der öffentlichen Hand tragen weiter zur Verfestigung des Arbeitsmarktes bei. Inzwischen macht die Rationalisierung Fortschritte und setzt Arbeitskräfte frei. Alles dies trägt dazu bei, den Arbeitsmarkt weniger aufnahmefähig zu gestalten. Die Aussichten sind also außerordentlich trübe.

Die Konsumvereine wehren sich

Der Schlag, den die Regierung Brüning den Konsumvereinen bereitet hat, führte zu einer erfreulichen Gegenwirkung. Die Konsumgenossenschaftliche Rundschau (Nr. 17) ist fast ausschließlich der 'Epikubenspolitik' der derzeitigen Regierungsmehrheit gewidmet. In scharfen Wendungen wird die verbraucherfeindliche Maßnahme kritisiert. Aber auch die einzelnen Konsumgenossenschaften sind nicht untätig. Durch öffentliche Kundgebungen fordern sie zur verstärkten Verberätigkeit auf. Wir sind nicht im Zweifel darüber, daß diese Verberätigungserfolge zeitigen wird. Die Gewerkschaftsmittelbetreuer müssen es sich zur Pflicht machen, den Konsumgenossenschaften in jeder Form behilflich zu sein. Noch stehen Millionen Familien abseits der Verbraucherorganisationen. Von 14 Millionen Haushalten sind erst 3 Millionen den Konsumgenossenschaften angeschlossen. Gelingt es, diese träge Masse durch die Abwehraktion in Bewegung zu bringen, dann erweist sich die Regierung Brüning als ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, aber das Gute schafft.



Technik und Werkstatt



Wissenswertes aus der Sendetechnik

Der Uebertragungsvorgang — Gleichwellensender — Quarzgesteuerte Sender

Von Ing. H. Dewald

Die Übertragung eines Konzertes, eines Sportberichtes von einem Sportplatz aus oder einer anderen Vorführung von anderen Räumen aus als den üblichen Aufnahmeorten erfolgt durch ein Kabel oder eine Fernsprechleitung zur Sendestelle. Die vom Mikrophon aufgenommenen Schallwellen werden zunächst in einem Vorverstärker verstärkt und dann der Drahtleitung zugeführt. Die für Ferngespräche benutzten Leitungen, die anfangs auch für Rundfunkübertragungen Verwendung fanden, genügen nicht mehr den Anforderungen in bezug auf Frequenzunabhängigkeit und dem Verhältnis von Störgeräuschen zur Nutzlautstärke. Es wurden daher einige vorhandene Leitungen durch geeignete schwache Pupinisierung und Anwendung von Zwischenverstärkern verbessert, zum Teil sind neue besondere Rundfunkkabelverbindungen hergestellt worden. Das Rundfunkkabelnetz wird immer weiter ausgebaut, so daß auch für die Verbindungen mit dem Ausland ein Kabelnetz ausreichender Güte zur Verfügung stehen wird.

Die anfangs erwähnten, vom Vorverstärker verstärkten Schallwellen gelangen zur Sendestelle, erfahren hier nochmals eine Verstärkung durch den Hauptverstärker und werden dann der Senderöhre zugeführt, die die empfangene Energie durch die Antenne ausstrahlt.

Es wird nun viel von Gleichwellensendern gesprochen. Was sind eigentlich Gleichwellensender? Durch internationale Bestimmungen ist die Zahl der Deutschland zur Verfügung stehenden Rundfunkwellen beschränkt. Es können daher nicht beliebig viel Sender aufgestellt werden, die auf verschiedenen Wellen arbeiten. Daher war naheliegend, zu versuchen, innerhalb eines Sendebereiches Nebensender aufzustellen, die das Programm des Hauptsenders mit übertragen. Zurzeit in Betrieb genommene Gleichwellensender sind zum Beispiel Berlin O, Stettin, Magdeburg, in Kürze eingeschaltet werden die Gleichwellensender Köln, Aachen und Münster. Die Gleichwellensender einer Gruppe werden von einem gemeinsamen Steuersender aus gesteuert. Zu diesem Zwecke sind die Gleichwellensender über Leitungen mit dem Steuersender verbunden. Aus Dämpfungsgründen verwendet man Ströme niedriger Frequenzen, die am Ort des zu steuernden Senders vervielfacht und verstärkt werden, bevor sie die Antenne ausstrahlt. Außer den Leitungen für die Steuerwellen müssen weitere Leitungen vorgesehen werden von dem Verstärkerraum des Hauptsenders aus, dessen Programm übertragen werden soll. Diese Verständigung kann auch durch die Steuerleitung erfolgen, da man durch geeignete Mittel erreichen kann, daß in derselben Leitung die Sprechströme für die Verständigung und die Steuerströme geführt werden können, ohne gegenseitige Störungen hervorzurufen. Der Zweck der Gleichwellensender ist also kurz der, Städte, die weiter entfernt vom Hauptsender liegen, mit einem verlässlichen Rundfunk zu versorgen, ferner für solche Städte ein Doppelprogramm zu schaffen, die wohl im Bereich eines Hauptsenders liegen, von weiter entfernten Hauptsendern aber keinen brauchbaren Empfang erhalten, der den Hörern eine Programmauswahl ermöglichen würde.

Für die Technik des Gleichwellenrundfunks kommen zwei Systeme zur Verwendung, nämlich das System der unabhängigen Sender und das der von der Zentralstelle aus gesteuerten Sender. Bei ersterer Art wird die Trägerfrequenz an Ort und Stelle selbst erzeugt und durch entsprechende Mittel so konstant wie möglich gehalten. Abweichungen der einzelnen Sender untereinander dürfen nicht mehr als 15 Hz betragen, das heißt sie müssen unterhalb einer Frequenz

bleiben, die dem menschlichen Ohr noch als Ton wahrnehmbar ist. Bei dem System der unabhängigen Sender besteht der Nachteil, daß man von der Zuverlässigkeit des Bedienungspersonals des Senders abhängig ist, das dauernd die Trägerwelle überwachen muß. Das Zentralstellensystem hat den Nachteil, daß die Apparatur komplizierter wird und die Notwendigkeit einer besonderen Trägerfrequenzleitung entsteht. Es ist hier aber keine Kontrolle der Wellengenauigkeit erforderlich.

Bei eigenregten Sendern ist die genaue und konstante Sendefrequenz von der Konstanz der Heiz- und Anodenspannung im hohen Maße abhängig. Der Betrieb eines Senders soll auf der einmal festgelegten Frequenz, Wellenlänge erfolgen, ferner soll der Betrieb des Senders dauernd auf der gewählten oder bestimmten Frequenz unabhängig von lang- oder kurzfristigen Heiz- und Anodenspannungsänderungen erfolgen. Zur Erreichung dieses Zieles wird die Quarzsteuerung in Anwendung gebracht. Der Quarz ist ein dünnes, ungefähr 20 x 20 mm großes Plättchen, das nach einem besonderen Verfahren aus dem Quarzkristall geschnitten ist. Die Plattenstärke richtet sich je nach den gewünschten Wellenlängen. Der Quarz wird von außen in ein paar Buchsen eingesetzt, er befindet sich in einer mit zwei Steckern versehenen Kapsel und liegt mit geringem Druck zwischen zwei genau plangeschliffenen Metallplatten.

Die Schwingungserzeugung im quarzgesteuerten Sender beruht auf den piezoelektrischen Eigenschaften des Quarzkristalles, das heißt an verschiedenen Stoffen wie Turmalin, Zinksilikat, Quarz usw. entsteht durch Druck eine elektrische Spannung, so dehnt er sich aus oder zieht sich zusammen, je nach der Polarität der angelegten Spannung. Diese elektrischen Eigenschaften des Quarzes allein würden ihn aber nicht befähigen, Schwingungen zu erzeugen oder zu steuern. Es kommt der Umstand hinzu, daß es möglich ist, aus Quarzkristallen Teile herauszuschneiden, deren mechanische Resonanz im Bereich der Frequenz elektromagnetischer Wellen liegt. Ähnlich wie bei der Stimmgabel eine mechanische Schwingfähigkeit im Bereich der hörbaren Töne besteht, besteht bei den zur Schwingungserzeugung verwendeten Quarzkristallen eine mechanische Schwingfähigkeit. Wird nun ein Quarzkristall mit Hochfrequenzspannung erregt, so muß er sich ausdehnen und zusammenziehen. Stimmt diese Frequenz mit seiner Eigenfrequenz überein, so können die Schwingungsamplituden ganz erhebliche Werte annehmen. Dieses kann so weit führen, daß der Quarzkristall eine Luftströmung erzeugt, sich bewegt und schließlich zerspringt.

Liegt zum Beispiel der Quarz am Gitter der Senderöhre, so erhält er bei Einschalten der Röhre über die Gitter-Anoden-Kapazität einen kleinen Anstoß, der aber erst dann den Quarz kräftig erregen kann, wenn er in der Eigenfrequenz erfolgt, das heißt also erst dann, wenn der Zwischenkreis auf die Welle des Quarzes abgestimmt ist. Hierbei wird der Quarz über die Gitter-Anoden-Kapazität der Röhre erregt. Er wird kräftig schwingen und Spannungen erzeugen, die über das Gitter der Röhre die Schwingung des Zwischenkreises aufrechterhalten. Der Umstand, daß der Quarz nur in seiner Eigenfrequenz kräftige Schwingungen ausführen kann, macht ihn für den erwähnten Zweck ganz besonders wertvoll. Unabhängig von der Bedienung kann ein quarzgesteuerter Sender immer nur eine einzige Welle aussenden, nämlich die Eigenwelle des jeweils verwendeten Quarzkristalles.

Die Motorhaube soll man im warmen Zustande möglichst nicht waschen, da das Wasser auf der erhitzten Fläche zu rasch trocknet, wodurch die Lackierung an Farbe und Glanz verliert. Die so häufig angebotenen Polierpasten zur Erhaltung der Lackierung verwende man nur mit großer Vorsicht, da manche dieser Lösungen schädliche Öle oder aber Säuren enthalten. Sind durch Öl oder Straßenschmutz Flecken entstanden, so daß die Lackierung teilweise oder ganz matt geworden ist, so wird der neue Wagen, wenn er nicht sofort gereinigt wird, diesen Übelstand behalten, während ein durchgehärteter Lack eines älteren Wagens sich durch Polierwasser im Glanz wiederherstellen läßt. Man verwende aber das Polierwasser nur im äußersten Bedarfsfalle. Das Polieren selbst hat man folgendermaßen vorzunehmen: Reine Watte wird mit Politur getränkt, hiermit die Fläche eingerieben und sofort mit einem anderen trockenen Wattebausch trocken poliert. Hierbei darf man keine runden Bewegungen ausführen, sondern hat von rechts nach links und von oben nach unten zu reiben. Zuletzt poliert man mit einem weichen, sauberen, staub- und sandfreien Wollappen nach.

Die Lederpolsterung reinigt man durch Abwaschen des Leders mit einem in Sattelseifenwasser getränkten Schwamm und durch nachheriges gutes Abwaschen mit reinem Wasser. Nach dem Abwaschen reinigt man das Leder mit einem in Knochenöl getränkten Lappen und reibt mit einem reinen Lappen nach. Sorgfältig und vorsichtig sind Polierstoffe zu behandeln. Das Reinigen solcher Stoffe darf nur durch Bürsten erfolgen, und zwar dürfen keine zu harten Bürsten verwendet werden. Von Zeit zu Zeit empfiehlt es sich, einen Staubsauger zur Entfernung der eingedrungenen Staubteilchen zu benutzen, wobei man aber das Metallmündstück flach aufsetzen muß. Flecken in den Polierstoffen und Teppichen reibt man mit einem Lappen von gleicher Farbe wie der Polierstoff mittels Spektrol aus, wobei man darauf zu achten hat, daß sich keine Fleckenränder bilden. Um dies zu erreichen, nehme man stets nur geringe Mengen von Spektrol und reibe nur in der Richtung des Gewebes. Zur Vermeidung der Einnistung von Motten in der Karosserie müssen die Stoff- und Teppichbezüge öfters vorsichtig geklopft werden. Soll ein Wagen längere Zeit unbenutzt stehen bleiben, so empfiehlt sich auch die Verwendung von Mottenpulver. Die Reinigung des Daches erfolgt lediglich mit reinem Wasser. Nach dem Waschen darf das Dach keiner starken Sonnenbestrahlung ausgesetzt werden. Von Zeit zu Zeit kann nach dem Waschen das getrocknete Dach mit Wasser und säurefreiem Öl abgerieben werden.

Ist es nicht zu umgehen, daß ein Wagen immer wieder längere Zeit in starker Sonnenbestrahlung stehen muß, so werden sich unter dem Dachbezug in der äußeren Schicht des Bezugstoffes leicht kleine Risse bilden. Bei nicht rechtzeitiger Behandlung vergrößern sich die Risse und führen letzten Endes zur Undichtigkeit des Daches. Man säubere das Dach zunächst mit Terpentin, auf keinen Fall mit Benzin, Benzol, Spiritus, Petroleum oder sonstigen ätzenden Mitteln und läßt es dann völlig trocknen. Hierauf wird das Konservierungsmittel zweimal nicht zu dick aufgestrichen, wobei darauf zu achten ist, daß der zweite Anstrich erst dann erfolgt, wenn der erste vollständig getrocknet ist. Es genügt in den meisten Fällen, wenn eine derartige Konservierung des Daches in Abständen von je 6 Monaten vorgenommen wird. Das „Diamond-Kautschuköl“ wird in Pfundpackungen geliefert; eine Packung reicht für einen zweimaligen Dachanstrich.

Das Kraftwerk des kleinen Mannes

Nicht nur in den Tropen und anderen entlegenen Gegenden, sondern auch daheim in Deutschland gibt es Bezirke, in denen die Bevölkerung noch mit stinkenden Petroleumlampen und ähnlichen Haushaltgeräten sich behelfen muß, weil sie die Segnungen der Elektrizität nicht genießen kann. Erst wenn wir Großstädter der Elektrizität nicht genießen können, merken wir, wie uns in solch einer stromlosen Wüstenei befinden, merken wir, wie uns durch die Elektrizität verwöhnt worden sind und wie unerträglich uns das Leben ohne elektrisches Licht, Bügeleisen, Heizkissen, ohne elektrische Küche und die vielen anderen Bequemlichkeiten erscheint, die für uns selbstverständlich geworden sind.

Diesen Unglücklichen kommt nun die AEG mit ihren neuen Lüft-Wasserkraftwerken zu Hilfe, die überall angewandt werden können, wo irgend ein fließendes Wasserchen mit ein wenig Gefälle vorhanden ist. Ein kleiner Damm, ein niedriges Wehr wird gebaut — ein offener Graben leitet das Wasser zu einer einfach konstruierten Turbine, die einen Generator treibt. So ein kleines Wasserkraftwerk pufft nicht und stinkt nicht; einmal eingebaut, bedarf es keiner Wartung, und Betriebskosten gibt es nicht, denn den flüssigen Treibstoff liefert kostenlos der Himmel.

Der Bau dieser Kleinwerke ist an Einfachheit kaum zu überbieten. Dazu kommt noch, daß die automatische Geschwindigkeitsregler, die bisher in Wasserturbinen eingebaut werden mußten, um die Drehzahl und damit die Spannung bei wechselndem Stromverbrauch konstant zu halten, bei den neuen Werken überflüssig werden. Diese komplizierten und empfindlichen Reglerapparate, die teurer als die gesamte übrige Apparatur waren, fallen jetzt fort, weil die Spannung durch eine patentierte Ausführung des Generators selbstständig konstant gehalten wird, wenn auch die Drehzahl von der Belastung abhängig bleibt. Die Werke brauchen für ihre Aufstellung nur sehr wenig Raum; denn der Generator ist direkt auf die Turbine aufgeschraubt, wodurch Montage und Fundierung denkbar vereinfacht werden. Das Turbinenlaufrad sitzt auf der Generatorwelle. So besitzt die gesamte Apparatur alles in allem nur zwei Lager, die überdies Kugellager sind und daher keiner Wartung bedürfen.

Für diese „Turbinamos“ genannten Werke werden je nach dem Verhältnis zwischen Gefälle und Wassermenge Francis-turbinen oder Freistrahlturbinen verwendet. Bei den ersteren fließt das Wasser ununterbrochen zwischen den gewölbten Schaufeln des Laufrades hindurch, während es bei den letzteren in einem oder mehreren Strahlen auf ein Becherrad spritzt.

Die Turbinamos können von jedem Laien montiert und in Betrieb gehalten werden. Sie verursachen keine Betriebskosten und laufen Tag und Nacht ohne Aufsicht. Demnach stellen sie das gegebene Mittel dar, überall dort, wo es keine Überlandnetze gibt, Haus und Hof mit Strom zu versorgen.

Von der Pflege der Autokarosserie

Von Diplom-Ingenieur Hans Steger

Niemand wird bestreiten wollen, daß das Gesamtbild eines Automobils in der Hauptsache von dem Aussehen der Karosserie abhängig ist. Und doch! Wie wenig wird gar häufig die Karosserie gepflegt. Mit wenig Mühe und Sorgfalt ist es aber möglich, der Karosserie auf lange Zeit hinaus ein gutes Aussehen zu erhalten. In der Garage sollen die Wagen gegen Sonnenstrahlen geschützt sein, weil unter ihnen die Lackierung leidet. Ferner Sorge man für eine gute Ventilation der Garage und im Winter für eine ausreichende Heizung. Als Heizung empfiehlt sich besonders die Warmwasserheizung.

Jede Lackierung erfordert eine ausreichende Zeit, um vollständig zu erhärten. Man hat daher besonders in den ersten Monaten auf die Lackierung eine besondere Sorgfalt zu verwenden. Man vermeide das Parken im direkten Sonnenlicht. Man wische eine verstaubte Karosserie niemals mit einem trockenen Lappen ab, sondern verwende stets reichlich Wasser. Man benützt zum Abspritzen kaltes, reines und möglichst weiches Wasser. Heißes Wasser ist unter allen Umständen zu vermeiden. Je öfter die Karosserie abgewaschen wird, desto besser ist es für die Lackschicht. Seine besondere Aufmerksamkeit hat man darauf zu richten, daß jeglicher Schmutz so rasch wie möglich abgespritzt wird. Neue oder neulackierte Wagen dürfen unter gar keinen Umständen im Schmutz stehenbleiben, besonders dann nicht, wenn der Schmutz kalkhaltig ist. Wenn eine gründliche

Reinigung nicht sofort möglich ist, so Sorge man wenigstens für eine gründliche Abspritzung. Das Waschen der Wagen darf nie im Sonnenlicht oder im stark geheizten Raum stattfinden, ebensowenig bei Frost im Freien. Am besten wird das Waschen in einem mäßig temperierten Raum erfolgen. Alle Beschläge und Nickelteile hat man nach dem Reinigen der Karosserie gut abzutrocknen. Spritzt man den Wagen mittels Schlauch ab, so verwendet man am besten ein Mundstück mit brauseartigem Kopf, um den starken Druck des Wasserstrahles nach Möglichkeit zu verteilen.

Viel gesünder wird beim Abspritzen und Waschen gegen den Motor. Dieser ist nämlich peinlichst vor Wasser zu schützen. Dies erreicht man, indem man über den Motor, Verteiler und Vergaser ein Öltuch legt, so daß, wenn beim Waschen Wasser durch die Haube dringt, diese Motorteile keinen Schaden erleiden. Die Fenster hat man vor dem Abspritzen hochzukurbeln, so daß sie gut schließen. Der Wasserstrahl soll nicht direkt in die Fensterecken und die Scheibenführung gespritzt werden, weil sonst Wasser in das Innere dringt. Ist ein verschließbarer Außengriff vorhanden, so unwickelt man denselben, so daß beim Abspritzen der Wasserstrahl keinen Schmutz in das empfindliche Zylinderschloß hineinpresse kann. Neue Schwämme und Wischleder müssen vor ihrem Gebrauch gut gespült werden, da sie stets Sand- und Muschelreste enthalten, die zuerst entfernt werden müssen.



Familie und Heim



Das junge Kleid - Marianne Pollack zeigt, daß ihr da seid!

Eine Jugendgenossin aus Belgien wars, die das bildhafte Wort vom „jungen Kleid“ geprägt hat. Als sie Abschied nahm vom Wiener Internationalen Jugendtreffen, floßen ihr Tränen über die Wangen. „Die Wiener Mädel haben's gut“, sagte sie. „Ohne Hut, ohne lange Strümpfe, ohne lästigen Mantel, ohne Handschuhe können sie frei und lustig auch in der Stadt herumgehen. Bei uns sind wir noch nicht so weit. Aber wir haben von Wien gelernt. Wir werden's euch nachmachen, das junge Kleid. Es ist zu angenehm!“

Und jetzt versucht man langsam, der Jugend das „junge Kleid“ zu rauben. Noch nicht mit Gewalt. Man muß noch keine Strafe zahlen für einen Zentimeter zu kurzes Haar und einen Finger breit zu kurzen Rock. Vorläufig wird nur auf den Nachahmungstrieb der Frauen spekuliert. Schön langsam, aber zielbewußt zurück zum langen Kleid, zum langen Rock und schließlich auch zum Nieder. Woher diese Wandlung? Um diese Frage zu beantworten, wollen wir uns erst klar werden, welche Zwecke das Kleid denn überhaupt verfolgt.

Zum ersten, den naheliegendsten: Uns Menschen vor Wetter und zu schützen. Je nach Klima, Beschäftigung und Kulturhöhe wurde und wuchs die Tracht unserer Ahnen. Früh aber kamen zwei andere Umstände dazu: das Bedürfnis des Menschen, sich zu schmücken und nach Rang zu scheiden. So wurde das Kleid eine Waffe im Kampf der Geschlechter. Dies durchaus nicht nur bei der Frau. Man denke nur an die Farbenfreudigkeit der Männerkleider im Mittelalter. An das kurze Wams, die prallstehenden Hosen mit dem Wollhausch, der die Männlichkeit jedem Auge sinnfällig machen sollte. An die Seidenhöschen der Rokoko-Männer, an die merkwürdig ausgeschnittenen, frackartigen Schöße des Stupers in der Viedermeierzeit — kein Zweifel, auch das Männerkleid hat des erotischen Elements nicht entbehrt. Es ist erst in den letzten Jahrzehnten so farblos und freudlos geworden. Die Lust zu gefallen, wirkt sich aber noch mehr und vor allem anhaltender in der Kleidung der Frau aus. Haartuch, Kopfschmuck, Ausschnitt und Unterleibung — das alles ist dazu angetan, Schönheit zu unterstreichen oder fehlende Reize vorzutäuschen.



Nicht minder entscheidend aber ist das Kleid als Merkmal der Klassen-scheidung. Es soll zeigen, wer reich und wer arm ist, wer Würden bekleidet und wer namenlos lebt. Das Kleid ist sozusagen die Etikette, auf der sein äußerlich vermerkt steht, was Rang und sein Träger ist. Darum haben ja auch die Kleiderordnungen im Mittelalter eine solche Rolle gespielt. Da wurde urchendlich festgelegt, welche Stoffe die Patrizierin und welche die Polem tragen durfte, wie reich gefaltet die Haube der propägen Kaufmannsfrau und wie schmudlos das Kleid der Magd zu sein hatte. In unserer Zeit besorgt die Aufgabe dieser verpöbten Pergamentrollen das pariser Modediktat, das der Dame die Eleganz vorschreibt und die Vorhats auf den Pöbel verweisen möchte. Aber vier Jahre Winterlandsarbeit und fruchtbarer Aufklärung haben hier großartigen Wandel geschaffen: sie brachten die durch kein langes Kleid in ihrer Natürlichkeit, durch kein langes Haar in ihrer Arbeit, auch kein Nieder in ihrer Beweglichkeit behinderte moderne Frau. Ein Umsturz von gewaltiger Bedeutung!

Da steht das Modediktat ein. Gültigkeit und Massenbühnen sollen auch jetzt wieder den Vorwand liefern, immer neue, immer raffiniertere Abwechslung auf den Markt zu bringen. — Kostet es, was es wolle. Oder besser: Kostet es so viel als möglich. Die vernünftige Frauennode der letzten Jahre hat ihnen schon zu lange gedauert; sie war zu allgemein zugänglich, zu leicht bewirtschaftbar. Darum jetzt der Kampf gegen sie auf der ganzen Linie! Denn hier ist wirklich ein Gebiet, auf dem die Frau den Mann geschlagen hat. Sie ist abgehärteter geworden, weil ihre Kleidung lastungsreicher ist. Sie ist forderlicher gepflegter, weil die neue Kleidung mehr von dieser Pflege verlangt. Und sie hat jedem Vorwand, der die Möglichkeit gegeben, ausgenutzt anzusehen. Fester und natürlicher noch als die Dame.

Die Männermode ging weit weniger mit der Zeit. Oder ist es vielleicht geschickter, unter der hohenlangen Stoffhose das Ungetüm der langen Unterhose mit ihrem Wandelgen zu tragen, die nicht nur ein ästhetisches Hindernis ist, die den halb angelegenen Mann zu einer Bogenschütze macht und ihn obendrein jenseits verwickelt? Und ist es geschickter, zwischen Stoffrock und Hemd die Weste anzuziehen, dieses Kleidungsstück, das, auf sich allein gestellt, eine laienhafte Häßlichkeit mit Jutternaden darstellt. Und die hochförmigen Kragen und Manschetten? Das hier wieder forderlicher ist, zeigt die Tatsache, daß allwärts, man auch bei uns, Bestrebungen zur Reform der Männerkleidung entstehen, die auch in die dumpfe Abgeschlossenheit des Männeranzuges mehr Luft, Schmiege und Natürlichkeit bringen wollen. Die eine vernünftige Unterleibung ersprechen. Die anderen: die Klasse des Mannes ist das portuliche Hemd. Wer es richtig zu tragen versteht, hat sich ein wirklich seltsames Kleidungsstück erworben. Und die Weste? Gering, auch sie kann praktisch sein. Aber doch nur, wenn sie wirklich einen Zweck erfüllt. Also etwa gesunde Westhosen unter dem Rock, der, wenns heiß wird, dann ohne weiteres ausgezogen wird, oder daß der Mann dann halb ausgezogen wird. Und die Jacke oder Lederjacke? Sie hat des Rockes bei der Arbeit und im Hause ebenso wenig wie praktische. Der vergangene heiße Sommer hat verheißungsvolle Kunde auf diesem Gebiete gegeben. Er hat uns die Herrenhemdblinde gebracht: er hat durchgesetzt, daß auch in Ost- und Ruffenländern der Mann ohne Rock — aber darum nicht in Hemdsärmeln — in seinem Sporthemd sitzen konnte. Er hat die offenen, ungelagten Krage, die kurzen Seidenhosen allgemeiner gemacht. Nur zu, so soll's werden! Während so selbst die Männermode sich langsam der neuen Zeit anpaßt, sollen

wir Frauen uns wieder von unserer so praktischen, so angenehmen Mode, von unserer jungen Kleide trennen?

Seht euch nur an, was da jetzt hervorgekrochen kommt! Dinge, an die unsere Jugend sich wahrscheinlich aus eigener Erfahrung gar nicht mehr erinnern wird. So der Schlei! Oh, nicht etwa für das Motorrad, um das Gesicht zu schützen, oder für die Reise, um den Staub fernzuhalten. Nein, in Augenhöhe um den Hut gelegt, damit das Rotkettieren geheimnisvoller wird. Was wir wohl zu einem Manne sagen würden, der sich ein getupftes Gewebe vor die Augen bände? Meint ihr nicht, daß Gleichberechtigung zu gleicher Vernunft verpflichtet. Und es kommt das enganliegende Kleid, das naturgemäß das Nieder zur Folge haben wird. Es kommt auf dem Abendkleid die Schleppe, es kommt das ständig wachsende Haar. Merkt's Mädel, und sei auf der Hut!

Quersicht droht dieser Firtelanz sich in den Tanzstunden einzubürgern, die immer versuchen nachzuahmen, was die Reichen tun. Aber das Elegante ist nicht immer das Gute. Einmal nachgegeben und die Modeberufung ist beim Teufel. Man kann nicht fürs moderne Tanzen die altmodische Haartucht tragen und bei der Arbeit wieder mit Hühnerkopfe erscheinen. Wüßtet ihr Mädel doch, was das Nieder bedeutet! Nehmt auch das Frauenrevier von Mufftali und legt darin, was dieser eigenartige Frauenfreund über dieses Marterwerkzeug der Unkultur geschrieben hat. Fragt die Mutter, wie es war beim langen Sitzen, beim vielen Sehen, bei anstrengender Arbeit. Soll euer gesunder, sportgebühter Körper wirklich wieder gestreckt, verbogen, gepreßt und geschnürt werden?

Die Modejournale kommen und loden, und schon äfft die Dame der Gesellschaft die „neue“ Mode. Mühten wir da nicht geradezu unseren proletarischen Stolz dreinjucken, dem wirklich Keuen in der Frauennode die Treue zu halten. Sozialistische Mädel, ihr seid der Vortrupp des denkenden Nachwuchses unleser Frauengelechts. Zeigt, daß ihr da seid! Bleibt nicht nur selbst fest, sondern wirkt durch die Kraft der organisierten Masse gegen diese Modeberuferei! Durch euer Beispiel, in Besammlungen, im Bild, im geschriebenen Wort, beim Gespräch und im Einkauf.

Die Gäste des Arbeitslosen

Vorgestern kam der erste Gast zu mir.
Ich kaute just am letzten Stückchen Brot,
Da klopfte leise es an meine Tür.
Und schüchtern in mein Zimmer trat — die Not.
Und gestern dann, kaum dass ich aufgewacht,
Schlug wiederum ein Pochen an mein Ohr,
Und als dem zweiten Gast ich aufgemacht,
Da stellte er sich mir als — Hunger vor.
Heut mittag wieder kam in grosser Hast
Und ohne anzuklopfen Nummer drei,
Als ich ihn frag: Wer bist du, ei'ger Gast?,
Erfuhr ich, dass sein Name — Krankheit sei.
Vielleicht gesellt sich morgen leben ganz lacht,
Zu meinen Gästen: Krankheit, Hunger, Not,
Gespelsterleile um die Mitternacht,
Der letzte freund als vierter Gast — der Tod ..
G. St.

Unverwundliche Untertanengutmütigkeit

Die deutschen Landesväter verfahren, wie jedermann weiß, sehr hochherzig mit ihren Untertanen. Die Landesväter geruhen, sich von den Untertanen ernähren zu lassen, sie nahmen sie zum Staffage-machen bei militärischen Schauspielen mit und gestatteten ihnen auch Späher zu bilden, wenn die Herrschaften sich mal zum gemeinen Volke herablassen. Über so viel Hochherzigkeit war der deutsche Untertan demnach gerührt, daß er schon im Herzen erbeute, wenn er einem fürstlichen Gant beim Bedürfnismachen zu sehen durfte.

Doch sich das innige Verhältnis zwischen Fürstlichkeiten und Untertanen bis in die republikanische Zeit hinein erhalten hat, bezeugt der Abschlagsvertrag zwischen dem Lande Thüringen — einer Republik, wenn wir nicht irren — und dem ehemaligen Fürstentum von Schwarzburg-Rudolstadt. Nach diesem Vertrage erhalten:

Prinzessin Anna-Elise eine Rentz von jährlich ..	60 000 M
Prinzessin Thelma eine jährliche Rentz von ..	900 000 M
Prinzessin Wilhelmine eine jährliche Rentz von ..	10 000 M
Prinzessin Helene von Schwarzburg-Carolath eine jährliche Rentz von ..	38 400 M
Prinzessin Marie eine jährliche Rentz von ..	5 150 M
Prinzessin Irene eine jährliche Rentz von ..	40 500 M
Erben des verstorbenen Prinzen Sizzo eine Rentz von ..	72 500 M
Erben dieses Prinzen erhalten außerdem eine jährliche Rentz von ..	5 150 M
Prinz Günther erhält eine jährliche Rentz von ..	18 000 M
Prinz Günther erhält eine jährliche Rentz von ..	75 500 M
Prinz Günther erhält eine jährliche Rentz von ..	6 000 M
Prinz Günther erhält eine jährliche Rentz von ..	22 500 M
Prinzessin Alexandra eine jährliche Rentz von ..	12 000 M
Prinzessin Marie eine jährliche Rentz von ..	51 000 M
Prinzessin Marie eine jährliche Rentz von ..	6 000 M
Prinzessin Irene eine jährliche Rentz von ..	25 500 M
Prinzessin Irene eine jährliche Rentz von ..	6 000 M
Prinzessin Irene eine jährliche Rentz von ..	25 500 M

Die letzte Zeit hatte wider von der erkrankten Geliebten des Landes Thüringen. Es wurde an die Reichsstände, den allgemeinen Landtag appelliert, um den Verlust des Landes anzuhalten. Für die notwendigen gemeinsamen Ausgaben sind die Landesväter bereit, für das Fürstentum aber sind 1 380 700 M vor-

handen, die ihm dafür bezahlt werden, weil die Untertanen so gutmütig waren, diese Herrschaften lange vorher zu füttern. Zu beachten ist, daß die Rentenbeträge lebenslanglich, zum Teil sogar noch an die Erben der genannten Personen zu entrichten sind.

Ein Erwerblosler, der sein ganzes Leben gesellschaftlich nützliche Arbeit verrichtet hat, bekommt die Woche 15 M, und selbst diese Summe soll, angeblich wegen Geldmangel, noch gekürzt werden. Eine Handvoll sogenannte blaue Blätter aber, die in ihrem ganzen Leben keinen nützlichen Handreich getan haben, bekommen eben dafür, weil sie nie etwas Nützliches geschafft haben, eine unerhörte hohe Rente, damit sie weiterhin nichts zu tun brauchen. Das ist eine Untertanengutmütigkeit, wofür auf beiden Erbhäften kein Beispiel zu finden ist.

Der Mai im Aberglauben

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen der kulturellen Entwicklung, daß der Mai jahrhundertlang bei einer Anzahl von Völkern als besonderer Festmonat galt. Als Freudenzeit und Siegesfest des Frühlings und aller guten Gewalten hat der Mai auch in unserer sonst so nüchternen Gegenwart diesen Charakter beibehalten, wenn auch nur an seinem ersten Tag, an welchem das Proletariat aller Länder das Fest der Arbeit begeht: der Arbeit als schaffende Kraft, gleichwie es die Sonne in der Natur ist.

Diese festfreudige Bedeutung finden wir seit alters her in allen Bräuchen, die im Mai geübt werden. Im germanischen Seidentum war der 1. Mai dem Donar geweiht und einer der heiligsten Tage des ganzen Jahres. An ihm wurden die Thingsversammlungen abgehalten, an ihm fanden große Opferfeste statt, deren verzerrte Gestalt sich im Walpurgisnacht-Aberglauben erhalten hat, an ihm führen auch die Herden wieder nach dem Winter zum ersten Male aus. Das Maifest, die Maierfahrungen spielen in der fränkisch-deutschen Geschichte eine große Rolle und bei solchen Gelegenheiten pflegten die merowingischen Könige ein- oder abgesetzt zu werden.

Der Aberglaube, der sich an den 1. Mai knüpft, ist in ganz Deutschland bis in die Ostprovinzen hinein verbreitet, besonders aber im Ober- und Niederösterreich. Athendnische Vorstellungen spielen hinein. Von der Walpurgisnacht haben wir schon gesprochen. In ihr ist aller Zauber los und lebzig. Aber auch vom Tage weiß die Mär so manches zu melden. In Mecklenburg fürchtet man Regen bei Tag als Vorboten eines unfruchtbaren Jahres. Tau am Morgen hingegen wird von den Holfteinern als Vorzeichen eines guten Butterjahres gedeutet. Dort streichen die Bauern am Maimorgen das Gras auf einem Weintuch aus und pressen den abfließenden Tau in das Butterfaß; dann bekommen sie so viel Scheffel Butter, als Weuern in der Nachbarschaft sind. In Ostpreußen läßt man die Gänse an diesem Tage nicht ausfrieren und richtet die Bratzeit danach ein. Man meint, sie würden sonst nicht gut gedeihen. Bei Kindern läßt es sich leider mit ihrer Geburt nicht so arrangieren, am Leibwesen der Schiefer, die glauben, daß Kinder, die am 1. Mai geboren werden, blöd und tölplich werden.

Der Maimorgentau spielt eine große Rolle. Sich nackt in ihm wälzen, bringt nach sächsischer Vorstellung Erhus vor Ungeliefert und Kräfte, in Höhen betrachtet man ihn als bestes Mittel gegen Sommerfrosen. Im Erzgebirge treibt man das Vieh am 1. Mai das erste Mal aus; dabei legt man ein frisches Ei und einen Schlüssel unter die Stallschwelle, gibt Rufen darüber und läßt die Tiere hinausstreiten. Der Schlüssel ist ein Donarsymbol, das die Tiere die Zweige der Ebereschen, mit denen man in Westfalen bei Sonnen-aufgang am 1. Mai die Kühe aus freudig schlägt, um sie milchreich zu machen. In Böhmen und dem Erzgebirge steckt man Ähren von Birken, Hollunder oder Weichselbäumen auf die Misthaufen. Es soll ein guter und erprobter Schutz gegen die Regen sein.

Neben der heilenden und schirmenden Beziehung findet sich vereinzelt eine gefährliche und drohende, so zum Beispiel, daß manche Kühe, wie die Saale, am 1. Mai ein Menschenleben fordern. Hier haben wir nachlässige ehemals bestandener Kulthandlungen. Hierbei gehört auch das böhmische Sprichwort: „Hochzeit im Mai ruft den Tod herbei“. Ferner die Vorstellung im gleichen Lande, daß man ein Kind nicht zur Zeit der Baumblüte im Mai erwöhnen dürfe, weil es sonst weißes Haar bekommt. In Ostpreußen gilt der Mai überhaupt als ungeeignet zur Aussaat des Klee; Leinwand aus solchem gerät schlecht. In Schlesien, Bayern, Schwaben besteht noch hier und da die Sitte, am 1. Mai den sogenannten Maibaum aufzurichten, ein Nachklang des einstigen Frühlingsfestes. Die ursprünglichen Maibäume waren grüne Weiden, und oft findet sich auch noch heute an der Spitze des Maibaumes ein Weiden aufgesteckt, der ja im Gergenglauben immer seine Bedeutung hatte. Die neubegründeten Ähren sind so recht ein Sinnbild der wiederkehrenden Zeugungskraft der Natur.

Die enge Verbundenheit mit der Natur, zu welcher der Mensch von einst in noch ganz anderer Abhängigkeit als wir heutigen stand, und der Trieb, sich diesen Sachverhalt sinnfällig und in doppelter Bedeutung — böse und gut — vor Augen zu führen, spiegelt sich, wenngleich entstellt in allen diesen uralten Bräuchen wieder.

Maschkäschen

Wir scheint, ihr lieben Mütter, daß wir meistens zum guten Teil selber dran schuld sind, daß sich unsere Kinder zu Maschkäschen entwickeln. Der kleine Körper braucht Zucker zu seinem Aufbau. Er verlangt danach. Wenn wir nun nach alten strengen Grundrissen dem Kinde höchst selten und was Süßes geben, ihm womöglich noch Kalzifazie und Milchtee ohne Zucker reichen, damit nur ja keine Maschkäse daraus wird, so werden wir ganz sicher das Gegenteil davon erreichen. Das kleine, süßheitshungrige Menschlein sucht sich einfach selber einen Ausweg. Keine Zuckerbörse, kein Einmachtopf ist höher vor seinem Verstande.

Viel besser als durch Banken und Strafen läßt sich diese Maschkäsichtigkeit beseitigen, wenn wir dem kindlichen Bedürfnis entgegenkommen und somit das Übel an der Wurzel fassen. Kauft ruhig ab und zu, so gut es eben die Pörsie erlaubt, eurem Kinde Schokolade und Obst, gebt ihm möglichst oft einen der schmackhaften und oben-dreien billigen Rubbing oder sonst eine süße Speise und laßt es auch mal ein bißchen im Einmachtopf kauen oder Zucker für die Puppen-lücke verwenden.

Euer Kind wird gesünder und kräftiger werden und euch durch Frohsinn danken, daß es nicht mehr maschkasig an sein braucht.
M. Schults

Im Dufel

Zwei Studenten kommen nachts stark angeheitert vom Kommerz. Einer davon läuft an den nächsten Laternenvast und entschuldigt sich in der Meinung, einen Herrn angerannt zu haben. Beim nächsten macht er das gleiche Kompliment, ebenso beim dritten. Dann sagt er zu seinem Kameraden: „Du, wollen wir nicht warten, bis der Sackelzug vorbei ist?“

Ein behäffter Gatte. Der Literaturprofessor hat die süße Gewohnheit, überall Bitate aus der deutschen Literatur anzubringen. Heute wirft er einen nach unten gerichteten Blick auf den kolossalen Rückenanschnitt des Volkstheaters, das seine Frau gerade trägt, und flüstert: „Da unten aber ist's fürchterlich...“

„Ann, Sonntag, was glaubst du, wie ein Sand ist, in dem Pflöck und König fliegt?“
„Nichtig!“

Die alte Maschine

„Das ist fatal!“ sagte der Betriebsleiter berührt, blinnte den Werkmeister prüfend an und fragte ungläubig: „Gibt es wirklich in Ihrer Abteilung keinen Arbeiter, der mit dieser alten Maschine umzugehen versteht?“

Der Werkmeister zog mit einem lächen Rud beide Schultern hoch und sagte: „Leider nicht. Denn sonst hätte ich ihn schon an die Maschine gestellt. Eigentlich hätte man die alte Maschine schon längst ins alte Eisen werfen sollen, sie ist schon so ausgemerzelt, daß man sich wundern muß, wie es der alte Seyfert fertig bringt, mit ihr zu arbeiten. Aber der alte Mann ist an die Maschine gewöhnt und kennt alle ihre Wunden und Eigenheiten, daß ihm das gar nichts ausmacht. Alles ist an ihr ausgeleiert und loder, aber den Seyfert geniert das nicht. Mit ein paar Handgriffen hat er das Stück in der richtigen Lage. Er hat eine ganze Sammlung von Keilen, Flascheisen und Blechstücke zum Unterlegen, damit er die richtige Lage herausbringt. Und es gelingt ihm auch! Wie er das fertig kriegt, darüber habe ich mich schon oft gewundert.“

„Wäre kein Schaden gewesen, wenn man die alte Karre ins alte Eisen geworfen hätte,“ knurrte der Betriebsleiter. Dem Brandler seine Abteilung lauzert auf die Platten und kann nicht weiter mit der Arbeit. Jeder Tag ist losbar! Und gerade jetzt muß der Alte krank werden und eine ganze Abteilung lahmlegen. Na, der Alte wird mit einem schönen Empfang bereiten, wenn ich ihm mit dieser Neugierde komme...“

Der Betriebsleiter schob müde aus der Kanzlei und rannte in den Maschinenraum. Überall waren Menschen und Maschinen in voller Tätigkeit. Nur die alte Hobelmaschine, an der sonst der alte Seyfert arbeitete, lag still. Der Dreibriemen, der sie sonst in Bewegung setzte, hing regungslos von der Leerscheibe der Transmission herab. Neben der Bank lag ein Haufen Eisenplatten, die zu bearbeiten waren.

„Bäckerlich!“ knirschte der Betriebsleiter, „was der alte Seyfert kann, wird wohl ein anderer auch noch fertig bringen.“ Er packte eine Platte und versuchte sie einzuspannen. Aber wie sehr er sich auch mühte, gelang es ihm doch nicht, die Platte in die richtige Lage zu bringen. Darob geriet er in Schweiß und Aufregung und überdies hatte er bemerkt, wie die Arbeiter von ihren Maschinen mit böhnischen Blicken nach ihm herüberblickten. „Warte er doch, daß sie auf ihn nicht gut zu sprechen waren und daß sie ihn den „Allesnuß“ nannten, weil er, sobald sich irgendwo eine Schwierigkeit ergab, zu sagen pflegte: „Alles muß gehen!“ Aber diesmal ging es eben nicht, wie sehr er sich auch mit der Maschine abquälte. In seiner Aufregung stieß er ungewollt und ziemlich heftig mit dem Kopf an den Support, daß ihm einen Augenblick lang ganz dunkel vor den Augen ward. Mit einem tiefen Fluch gab er der Maschine einen Fußtritt und ging eilig in die Direktionskanzlei. Im Büro des Maschinenmeisters gingen die böhnischen Bemerkungen unter, welche die Arbeiter einander zuriefen. Sie gönnten dem „Allesnuß“ seinen Mißerfolg.

Am nächsten Tage stand der alte Seyfert an seiner Maschine, die unter seinen kundigen Händen ihre Arbeit wie sonst leistete. Das Unwohlsein, das den Alten tags zuvor verhindert hatte, zur Arbeit zu kommen, hatte nachgelassen. Ganz war es noch nicht vorüber. Aber er wußte, wie dringend notwendig es war, die Platten in die Platten zu hobeln, und daß außer ihm keiner an dieser Maschine etwas auszurichten vermochte. Und überdies war auch das Krankegeld so niedrig, daß es den Ausfall an Lohn bei weitem nicht wettmachen konnte, zumal Seyfert in Accord arbeitete. Er hatte es auch sehr notwendig. Denn der Mann seiner Tochter war schon das zweite Jahr arbeitslos und so mußte Seyfert die Tochter und ihre drei Kinder nach Möglichkeit unterstützen.

Knirschend fraß sich das Stahlmesser in die Eisenplatten und hob aus ihrer Fläche einen fingerbreiten Span, der sich vor dem Messer spiralförmig wand und schließlich zerbröckelte. Der alte Seyfert beobachtete mit aufmerksamen Blicken die Arbeit der Maschine und ließ seine Hände unwillkürlich über die blinkenden Griffe der Hebel und die Stellräder der Spindel gleiten, die von seinen schwieligen Händen im Laufe der vielen Jahre blühend gezeichnet waren. Es war, als streifte er die alte Maschine, die er liebte, ohne sich dessen eigentlich so recht bewußt zu sein. Freilich war er auch mitunter recht unfreundlich zu ihr. Aber nur dann, wenn sie ihm beim Einspannen und beim Wässern „Wanderln“ machen wollte. Dann nannte er sie eine „alte Karre“ oder „altes Hummert“. Aber wenn dann wieder alles in Ordnung war und die Maschine ihre Arbeit tat, dann glitten seine Hände wieder liebevoll über das Getriebe und den Schlitzen, und seine Hände untersuchten behutsam, ob an der „alten Karre“ alles in Ordnung ist, damit ihr nicht irgend etwas

fehle. Denn sonst konnte sie recht eigenständig sein wie ein richtiges Weibsbild. Oh, er kannte alle ihre Wunden und Kapriolen sehr genau! Aber auch sie kannte alles, was ihn im Laufe der vielen Jahre betroffen, bewegt, beglückt und niedergedrückt hatte, sehr genau. Alle seine Sorgen hatte sie mit ihm erlebt; hatte manchen grimmigen Fluch, den er in sorgenvollen Tagen herausgeschleudert hatte, vernommen und auch so manches frohe Lied von ihm gehört, das er in besseren Tagen vor sich hingepiffen oder geträllert hatte bei seiner Arbeit. Wenn daheim die Frau oder die Kinder krank waren und er von Sorgen bedrückt seine Arbeit tat, hatte die Maschine so manchen Seufzer mitleidig überhört. Und als sein ältester Sohn im Kriege gefallen war, da sah ihn die Maschine, wie er plötzlich mitten in der Arbeit vor sich hin weinte, wenn ihm sein toter Sohn in den Sinn kam. Sie kannte alle seine Geheimnisse, die alte Maschine. Wenigstens schien es dem alten Seyfert so, als wisse sie alles das, zumal er bei der Arbeit oft mit sich selber zu sprechen die Gewohnheit hatte und auch mit der Maschine zu sprechen pflegte, als sei sie ein lebendes, fühlendes Wesen.

Beim Frühstück erfuhr Seyfert von seinen Arbeitskollegen, wie sich der Betriebsleiter vergeblich mit der alten Maschine abgemüht hatte und wie übel es ihm dabei ergangen war. Seyfert vernahm vergnügt schmunzelnd die Berichte seiner Kollegen und sagte kein Wort. Als er aber nach der Frühstückspause wieder an seiner Maschine stand, glitten seine Hände viel sacher und öfter als sonst über die Griffe und Stellräder der Maschine.

Etwa zwei Wochen später kam der Werkmeister zu Seyfert und teilte ihm mit, daß in zwei oder drei Tagen eine neue Hobelmaschine neuester Konstruktion ankommen und an Stelle der alten Shapingmaschine aufgestellt werden wird. Der alte Seyfert starrte den Werkmeister eine ganze Weile sprachlos an und dann stotterte er: „Ich brauche die neue Maschine nicht. Die alte ist ja noch ganz gut.“

Der Werkmeister zuckte mit den Achseln und sagte: „Der Direktor hat es so angeordnet. Die alte ausgewerkelte Karre kommt ins alte Eisen. Mit der neuen werden Sie ja viel leichtere Arbeit haben.“

An diesem Tage sprach der alte Seyfert mit seiner Maschine mehr als sonst. Was er sagte, ging im Lärm des Maschinenraums unter. Nach zwei Tagen wurde die neue Maschine im Fabrikhof abgeladen und am folgenden Tage kamen die Monteure, um die alte Maschine wegzurufen. Stück für Stück wurde von ihr abmontiert und der alte Seyfert mußte ihnen dabei helfen. Dabei zuckte es um seine Lippen und seine Hände zitterten. Am Abend lagen die Teile der abgetragenen Maschine in einem Winkel des Materiallagers beim alten Eisen. Wenige Tage später stand die neue Maschine an ihrer Stelle. Der Direktor hatte sich mit dem Betriebsleiter und einigen technischen Beamten zur Übernahme eingefunden. Auch der alte Seyfert stand da und betrachtete die „Neue“ mit feindseligen kritischen Blicken.

Nun sollte die Maschine ihren Probelauf machen. Seyfert spannte das Probestück ein: automatisch rückte die Maschine das Stützstück in die richtige Lage. Ein Griff und das Getriebe setzte sich in Bewegung. Alles klappte haargenau. Befriedigt verließ der Direktor den Maschinenraum. Auch der Betriebsleiter entfernte sich mit dem Ingenieur der Maschinenfabrik, von der die neue Maschine geliefert worden war. Dann stand Seyfert allein an der „Neuen“ und tat seine Arbeit. Er tat sie aber mit Widerwillen. Jeder Griff an der neuen Maschine schien ihm ein Verrat an der alten zu sein, die drüben im Lagermagazin beim alten Eisen lag.

Als endlich die elektrische Klingel mit ihrem schrillen Klang, das Getöse des Maschinenraums überhörend, den Beginn der Essenspause anzeigte, stellte der alte Seyfert die Maschine ab und wuschte sich die Hände an einem klumpen Pflanzöl rein. Dann nahm er sein Brot und schlich sich aus dem Saal in den Hof hinaus und hinüber in das Materiallager, wo die alte Shapingmaschine im Winkel lag. Dort ließ er sich auf dem Aufspanntisch der alten Maschine nieder und packte sein Brot aus. Aber es schmeckte ihm nicht. Nachdenklich sah er auf die herumliegenden Teile seiner alten Maschine. Ihr Anblick weckte in ihm die Erinnerungen nach an so vielerlei Ereignisse, die sich während der vielen Jahre zugezogen hatten, in denen er an dieser Maschine gearbeitet hatte. Jetzt lag sie zu seinen Füßen: alt, unbrauchbar...

Vom Hof herüber schrillte die Glocke und zeigte das Ende der Pause an. Der alte Seyfert erhob sich keufend und murmelte vor sich hin: „Ah jaa. Alles, was alt ist, taugt nichts mehr und wird ausrangiert; ob's nun ein Werkzeug ist, eine Maschine oder gar ein Mensch, wenn's halt alt is', wird's weggeschmissen.“

Dann stapfte er über den Fabrikhof, dem Maschinenraum zu. Heinrich Hofe.

Die Lüge vom Heldentod

Stromesslang bringt von der Straße her ins Zimmer. Junge Burschen in feldgrauen Uniformen marschieren vorbei. Eine Platte mit einem großen, schwarzen Hakenkreuz auf weißem Felde weht dem kleinen Zug voran. Ich öffne das Fenster meines Arbeitszimmers. Da beginnen die jugendlichen Hakenkreuzler zu singen: „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, sterben als deutscher Held!“

Ich weiß nicht, ob ich dieses Lied des Haffes richtig sitiere. In diesem Augenblick sehe ich ein Bild vor meinen Augen, das die Erinnerung immer vor mich stellt, wenn ich an die Folgen des Krieges, jedes Krieges denke.

Es war im Frühjahr 1917. Im Feldlazarett des 13. (Württembergischen) Armeekorps in Flantern. In einem Feldlazarett war in einer früheren Seizionsperiode untergebracht, die an einer Seitenfront des großen Marktplatzes lag. Eine schwere Nieren-entzündung hatte mich in das Lazarett gebracht. Da ich eines Tages mich vom Bett erheben konnte, ging ich über den langen Gang, um mir das Lazarett zu beschauen. Eine Tür zu einem Raum stand offen. Ich schauderte, hielt die Hand vor meine Augen. In dem Raum standen Badewannen. Die waren bis obenhin mit Wasser gefüllt. Das Wasser aber war rot von Blut. Ein nackter Männerkörper lag in der Wanne. Die Augen des Mannes waren geschlossen. Wäre das Wasser in der Wanne nicht rot von frischem Blut gewesen, ich hätte ihn für tot gehalten.

Reinwandtücher waren am Rande der Wanne befestigt. Auf ihnen lagte der Kopf, der Körper und die Füße des Unglücklichen. Die Reinwandtücher waren gerade so tief im Wasser, daß der Körper immer im Wasser war, der Kopf aber zum Arnen über der Wasserfläche blieb.

Der Oberarzt des Lazarets kam den Gang entlang. Ich trat auf ihn zu und fragte nach der Art der Verletzung des Mannes in der blutgefärbten Badewanne.

„Ein schwerer Fall. Es geschah in den Stellungen beim Kammberg. Eine Granate hat dem Arnten das ganze Gesicht, den Hals, den Rücken, die Arme, die Füße und den Oberkörper weggerissen. In ein Bett können wir ihn nicht legen, da die Verletzungen durch das Gewicht des übrig gebliebenen Körpers so sehr schmerzen würden. Wasser aber trägt. Da führt der Arne nicht so sehr die Schmerzen.“

„Wie lange liegt er nun im Bade?“
„In die drei Wochen.“
„Kann ich mit ihm über den Rücken. Frost schüttelt mich.“
„Das Wasser wird immer auf gute Zimmertemperatur gehalten. Das ist nicht der einzige Fall dieser Art. Solche Verletzungen sind nicht transportfähig. Oft liegen detart Verletzte mehrere Monate im warmen Bad.“

„Das ist ja furchtbar! Das ist ja schlimmes Verbrechen! Ist der Mann verheiratet?“
„Ja, und hier unumwundene Kinder werden den Vater wohl nicht mehr wiedersehen. Ich gebe mir alle Mühe mit dem Verletzten, und mit mir meine Patienten. Ich fürchte aber, es wird vergebens sein.“

Der Herr Oberstabsarzt ging weiter.
Ich blinde durch den Türspalt nach dem Verwundeten im Bade. Der Armie wandte seinen Kopf um ein paar Zentimeter. Seine Augen aber blieben fest geschlossen. Die Lippen bewegten sich wie zum Gebet. Oder sprach er im Fieber mit seiner Frau? Oder mit seinen vier kleinen Kindern? Rahm er Abschied von ihnen? Aus seinen gram- und schmerzdurchfurchten Zügen konnte ich nichts lesen. Sie blieben gleich. Unverändert gleich. Sein Antlitz war von einem hellblonden Vollbart umrahmt. Ich dachte unwillkürlich: Christus am Kreuz. Jesus konnte kaum größere Schmerzen gelitten haben, wie dieses Opfer des furchtbaren Krieges. Dornenkrönung? Geißelung? Gang nach Golgatha? Kreuzigung? Hat solche Leiden nicht viel größer dieser ewig blutende Krieger aus Zwang erlitten? Und leidet sie noch?

Ich bin drei lange Wochen im Feldlazarett am Marktplatz in Flantern in Flantern gewesen. Und jeden Tag mußte ich an dem Zimmer mit dem gekreuzigten vorbei. Drei Wochen noch das gleiche Bild: der blonde Manneskopf, das vom ewigen Bluten rotgefärbte Bad. Wie oft habe ich geweint, da ich dieses Bild menschlichen Jammers sah. Aber jedesmal habe ich mich gelöst:

Schaffe, schreibe gegen den Krieg, gegen Uniform, gegen Kasernen, gegen Militärs, gegen Wehrprogramme, gegen Platten, gegen Panzerkreuzer, gegen Wasserfabriken. Wieder mit den Militärs. Denn sie sind der Anfang vom Ende. Die Vorbereitung zum Menschenmord.

Ich dürfte tausend Jahre alt werden: dieses Bild des Jammers menschlicher Kriegsverbrechen könnte ich nie vergessen.

Ich weiß nicht, was aus dem täglich, stündlich, in jeder Minute bornengekrönt, gepeinigten und gekreuzigten Kameraden geworden ist. Ich wurde vorher aus dem Feldlazarett entlassen.

Der Herr Oberstabsarzt wird schon recht behalten haben.

Eben sind die jugendlichen Säger des Haffes unten vorübergezogen.
„Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen...“

Sie haben nie einen Blick durch die Tür eines Feldlazarets geworfen.

Sie waren ja noch in der Schule oder noch gar nicht schulfertig, da das große Morden geschah.
Mar G. E. Rolz

Altar statt Thron

Den deutschen Adel plagen schwere Sorgen. Sein Reichthum, durch die schreckliche Demokratie und Republik aus jeder geschichtlichen Anwartschaft auf hohe Offiziersstellen und Beamtensposten herausgerissen und nur auf den plebejischen Maßstab des Könnens und Wissens gestellt, hat Schwierigkeiten, eine handesgemäße Stellung zu erhalten. Der teilweise technisch recht rückständig gewordene oblige Großgrundbesitz erlaubt auch nicht mehr allzu viele Monatswechsel in der notwendigen Höhe des mehrfachen Einkommens einer Arbeiterfamilie. Da ist es gut, daß es so erfindungsreiche Köpfe wie den Prinzen Oskar von Preußen, den Herrenmeister des Johanniterordens gibt. Dieser schlaue und wie wir gleich sehen werden, auch fromme Hohenzoller hat den Weg in die Pfarrpfründe für die Söhne des deutschen evangelischen Adels entdeckt. Er erläßt nämlich einen „Ausruf“ an obige Söhne, laut einem Beschluß des Johanniterkapitels, und regt darin das Studium der Theologie an. Bisher haben nämlich, so heißt es dort, die jungen Adligen vor allem in der Armeemittelschicht über dieser Weg für viele nicht mehr gangbar. Nicht etwa weil die Wehrmacht der Republik oblige Offiziere nicht bilden würde, sie bildet sie sogar sehr; sondern weil das große Offizierskorps der Reichswehr nicht groß genug ist.

Über Prinz Oskar weiß einen andern Weg: „Sind viele unserer lieben alten Kasernen auch geschlossen (schreibt der Prinz), unsere Kirchen stehen noch offen und rufen laut nach Männern, nach treuen Dienern, deren erziehender Dienst unserem armen Volke nie so bitter nötig gewesen ist wie heute. Nicht anders als vor bald tausend Jahren unsere Vorfahren das Kreuz genommen haben, um die Herrschaft der Ungläubigen über das Heilige Land zu brechen, mögen jetzt unsere Söhne, die die Berufung dazu in sich verspüren, das geistliche Amt wählen, zum Streite wider den Unglauben der von allen Gefahren, von welchen Volk und Vaterland bedroht werden, die tödlichste ist. Darum sollen die Söhne des deutschen evangelischen Adels stets das alte und immer neue Wort in ihrem Herzen erlingen lassen: Gott will es!“

Die deutschen monarchistischen Kreise flüchten sich also vom Thron zum Altar. Aus der Kaserne ins Pfarrhaus. Die Kirche laßt Gesahr, noch reaktionärer, noch zeitfremder und volksfremder zu werden.

Baiersbrunn

Im Hochschwarzwald, wenige Bahnstationen von dem herrlichen Preudenstadt entfernt, liegt am Zusammenfluß des Borchbachs und der Murg das schöne Baiersbrunn. Der Ort gilt als die größte Landgemeinde, hat 7000 Einwohner und ist durch sein wunderbares Schwarzwaldklima berühmt. Zu diesem Ruhm kommt jetzt eine erfreuliche Tat seiner Einwohner. Man ließ folgende Gegenüberstellung:

1. Besuch des Militärvereins Baiersbrunn an den Gemeinderat um Bewilligung eines Beitrages zu den Kosten seines Schickstandes in Surtbach.
2. Ergebnis: Das Gesuch wird mit 11 gegen 7 Stimmen abgelehnt.
3. Besuch der Ortsgruppe Baiersbrunn des Reichsbundes der Kriegsbefähigten, Kriegsteilnehmer und Kriegerverwundeten, anlässlich der Einweihung des Kriegerehrenmals sämtlichen Kriegerverwundeten bis zum 16. Lebensjahre eine Sparsparanlage zu bewilligen, und zwar für Soldatinnen eine solche in Höhe von 5 M. und für Volkswaisen in Höhe von 10 M. mit der Bestimmung, daß das Sparguthaben von den Inhabern nicht vor Vollendung des 25. Lebensjahres angegriffen werden darf.

Ergebnis: Das Gesuch wird einstimmig angenommen. Der Kriegerverbund baut Schickstände und der Reichsbund der Kriegsbefähigten usw. regt die Fürsorge für die Kriegsoffer an. Braucht es für den Arbeiter noch eine besondere Erklärung?

45150 Veteranen

Der Kriege 1866 und 1870 sind gegenwärtig noch in Deutschland anständig, der Aufwand an Veteranenbeihilfen beträgt nach einer Veröffentlichung des Reichsbundes der Kriegsbefähigten gegenwärtig 12 Millionen Reichsmark im Jahre.

Arbeiter-Olympia 1931!

Die Sozialistische Arbeiter-Sportinternationale (SIAI) rüstet zu ihrem zweiten Olympia. Das erste Olympia fand 1925 in Frankfurt a. M. statt und gestaltete sich zu einem beispiellosen Erfolg für die internationale Verbundenschaft der Arbeitersportler.

In den Landesverbänden der Sozialistischen Arbeiter-Sportinternationale in Wien und in Würzburg (Ostereich) deuten alle Vorbereitungen darauf hin, daß das zweite Arbeiter-Olympia im Juli 1931 in Wien und die winterversportlichen Olympiafahrten im Februar 1931 in Würzburg (Ostereich) im beug auf Teilnahme, Organisation und inneren Wert die großartigsten internationalen Arbeiter-sportveranstaltungen werden.

Das zweite Arbeiter-Olympia ist nicht nur eine Angelegenheit der Sozialistischen Arbeiter-Sportinternationale, sondern eine solche der gesamten internationalen Arbeiterbewegung. Die Mitglieder der Sozialistischen Arbeiter-Sportinternationale sind nicht nur Sportler, sie betrachten sich als Glieder der gesamten sozialistischen Arbeiterbewegung und werden das besonders durch den geistigen Inhalt ihrer großen Veranstaltungen in Wien und in Würzburg vor aller Welt bezeugen. Die internationalen sozialistischen Arbeiter-sportorganisationen werden die Rundgebungen der sozialistischen Arbeitersportler durch die Entsendung von Vertretern würdigen.

Während bei den Olympischen Spielen der bürgerlichen Sportler die Siege der beherrschenden geistlichen „Sportkanonen“ mit ihren üblichen Begeisterungsäußerungen einfach alle s bedeuten, stehen die Veranstaltungen der Sozialistischen Arbeiter-Sportinternationale im Zeichen brüderlichen Geistes und sind Ausdruck der vollstündigen Sportbeziehung in den Landesverbänden der SIAI. Darin unterscheiden sich Arbeiter-Olympia und bürgerliche Olympische Spiele grundtätlich.





Verbandsleben



Alle herhören!

Besonders unsere künftigen Mitarbeiter

Dem Dichterring

Nun feuern alle Reaktionen,
denn mit dem ersten Frühlingstagen
steht an der Sturm der Millionen,
die ihr Entgegnen jetzt gestehen.

Daß Winterstürme Bonnen wachen,
die nur der Frühling bringen kann,
daß Schmachtschmerz das Herz beschließen
und daß zum Weibchen zieht den Mann.

Sie dichten nach bewährten Mustern
und klauen Schillern Verse ab
und wägen schlaflos sich im Dürren
und träumen dann, na, nicht zu knapp.

Empfind und träum' und dichte alles,
nur sei harmlos, Menschensohn,
und schade es uns keinesfalls,
das trübt dich die Reaktion.

(Rheinische Botung.)

Straßlich wurden im brüßeler Peuple die Rühlchleiten und Schädlichkeiten des milden Winters geschilbert. Der Schilderer hat jedoch eine große Schädlichkeit vergessen, die allen Schriftleitern viel zu schaffen macht, die Dichterritis nämlich. Dieses Übel tritt gewöhnlich erst mit dem Frühling auf. Wenn fast die Märzkraft weht, überkommt viele Menschen, und oft ganz harmlos, ein unbändiger Drang zum Dichten. Glücklicherweise nimmt der garstige Erieb zum Herbst hin wieder ab und kommt bei hartem Frost zum Erstarren. Letztlich aber, wo wir einen milden Winter hatten, grassierte das Übel ungebändigt fort. Das war schon schlimm, und jetzt, wo der Frühling angebrochen ist, wird es noch schlimmer. Die Beweise hierfür häufen sich mit jeder Postbestellung.

Die Dichterritis könnte sich gar nicht so unheilvoll bei den Mitmenschen auswirken, wenn die von ihr Befallenen etwas Widerstandskraft aufwänden. Das einfachste und besten wäre, wenn sie, sobald sich die ersten Zeichen des üblen Dranges zeigen, alle Federhalter und Bleistifte wegwerfen, damit er sich nicht auf unschuldige Papier erlassen kann. Wenn dies aber infolge Unvorsichtigkeit dennoch geschehen sein sollte, dann müßte das Papier fest verschlossen und aus Menschenfreundlichkeit nie mehr gezeigt werden. Nie aber sollte der Niederlag der Dichterritis der Schriftleitung überantwortet werden. Ihr Papierkorb ist ja ohnehin schon voll genug. Jedenfalls bitten wir entschieden, uns auf lange Zeit hinaus Gedichte nicht mehr zu senden. Der Bedarf der Metallarbeiter-Zeitung ist überreichlich gedeckt.

Nicht wenige unserer Leser, die arbeitslos sind oder kurzweilen, wollen ihre unzeitwillige Wut durch Schriftstellerei auslassen. Das ist sehr erzwungen, denn schriftstellerischen Nachschubs aus der Arbeiterschaft kann die Gewerkschaftspressung gut gebrauchen. Für Leute, die etwas Besonderes für die sozialistische Gewerkschafts Sache zu sagen haben, ist in der Metallarbeiter-Zeitung immer Raum. Die Absicht, eine so schwierige Kunst zum Nebenberuf zu wählen, läßt auf außergewöhnliche Kühnheit und auf noch was anderes schließen. Allein, wenn sie zu ihr ein paar andere Eigenschaften in gleicher Schwere fügen, kann man auf Erfolg hoffen. Die allerersten unserer Mächtigsten-Schriftsteller indes geben ihren guten Vorjah schnell wieder auf. Sie haben sich die Geschichte viel leichter vorgestellt. Eine göttliche Ahnungsgabe lieh sie in der Schriftstellerei nichts wie Lesen und Schreiben sehen. Und Lesen und Schreiben kann doch jeder, nicht wahr? Und unterhaltsam ist das doch auch! Aber schon die ersten Versuche offenbaren ihnen, daß dieses Lesen und Schreiben eine verdammt anstrengende Tätigkeit, eine schwere Denkarbeit ist, für die es weder den Achtstundentag noch den Tariflohn gibt.

Der Handwerker kann durch Zusammenarbeit seinen Arbeitstag steigern und verbessern. Dem Schriftsteller dagegen nützt die Zusammenarbeit gar nichts. Im Gegenteil, sie bringt ihn um das, was erst seine Bedeutung ausmacht, um seine Eigenart. Der Stil ist der Mann! Der Schriftsteller kann sich nicht in eine Kolonne verziehen und sich von ihr mitführen lassen. Er muß allein schaffen, muß selbst zeigen, was er zu leisten vermag. Zwar gibt es auch in diesem Beruf nicht zu wenig Leute, die sich ihr Brot mit Zusammenarbeit oder Abschreiberei recht und schlecht verdienen. Es sind dies die Brodenkammer der Schriftstellerei, aber keine wirklichen Schriftsteller. Diese sind viel seltener, als gemeinhin angenommen wird. Die Schriftstellerei scheidet die schwachen Kräfte schnell wieder aus.

Durch all das lasse sich jedoch keiner unserer Leser abhalten, für die Zeitung zu schreiben. Nur darf er sich die Sache nicht zu leicht vorstellen, auf Entlassungen gefaßt sein und auf Lager sein. Darüber sollte er sich ja nicht aufregen, schon weil für solchen Zeitvertrieb die Bezahlung viel zu gering ist.

Aus dem Leben schöpfen

Um den schwachen Gynpax zum Erfolg ein wenig zu weiten, sei folgendes geraten:

Der angehende Arbeiter-Schriftsteller muß mit dem Studium der Sprache und dem Lesen sprachlich guter Bücher beginnen. Bücher, deren Sprache man mehrmals lesen muß, um hinter ihren Sinn zu kommen, und Bücher, die ein Verdauungsübung erfordern, lasse man ungelassen. Sie verlangen nur das natürliche Sprachgefühl. Ist das Sprachstudium, übrigens eine höchst jeßliche Sache, eine Zeitlang gründlich betrieben worden, kann man versuchen, etwas für die Zeitung zu schreiben. Aber ja nicht mit Dichtungen oder Phantasiegeschichten anfangen. Um es hierin zu erweisen, muß man schon ein gewisses Geistesleben im Reiche der Sprache und des Stils, des Fabulierens und des Gefühls. Das ist eine geübene Vorbildung und eine gewisse Umwandlung, die dem Arbeiter meist fehlen, und eine natürliche Gabe, die nur wenigen Menschen beschieden ist.

Aber der Arbeiter-Schriftsteller hat den vom Bürgerium überkommenen Schreibern einen gewichtigen Vorteil voraus: er ist von Anstrengungen an in der großen Schule des Lebens, nämlich des Menschengehanges, wo Drama und Schicksal, Lust und Leid, Umverstand und Willensstärke, Unterwürdigkeit und Freiheitsdrang in unendlicher Mannigfaltigkeit und Lebend-

wirklich miteinander wechseln. Das wirkliche Leben ist der Born, aus dem der gediegenste Stoff für die darstellende Kunst sprudelt. Aus diesem Born muß der Arbeiter-Schriftsteller schöpfen, und dahinein kann er auch am tiefsten langen. Leider wird das viel zu wenig getan. Eine Unmenge von Abschreibern bezeugt es. Die Arbeit des Schriftstellers muß, soll sie wirksam, eindrucksvoll sein, nicht bloß aus Worten bestehen, sondern sie muß den Leser etwas hören und sehen, etwas erleben lassen. Dies setzt voraus, daß der Stoff nicht vom Zwischenhändler bezogen ist, sondern aus erster Quelle, vom wirklichen Leben.

Dieser Quelle entströmt für den angehenden Arbeiter-Schriftsteller brodschmecker und leicht verdaulicher Werkstoff im Überfluß: das Ringen um Pfennig und Minute im Betrieb, der hier stets handgreifliche Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, das Erlebnis des Lohnkampfes, Stimmungen und Meinungen an den Stempelstellen, der Streit um Lohn und Recht vor Gericht, die praktische Erfahrung im Betriebsrat, der Werktag der Industriearbeiter usw. — das alles ist zur Behandlung vorzüglich geeignet und keiner ist hierfür besser in der Lage, als der Arbeiter-Schriftsteller. Er sollte also mit der Darstellung von Vorkommnissen und Eindrücken, mit Tatsächlichkeiten des wirklichen Lebens beginnen. Und wenn er hierin einigermaßen beflissen ist, wird sich das Weitere und Höhere vielleicht auch finden, zumal wenn man mit dem Schreiben ein eifriges Studium der einschlägigen Wissenszweige und eine scharfe Beobachtung der gesellschaftlichen Zusammenhänge einhergeht.

Für den Zeitungsschreiber ist der Anfangserfolg äußerst wichtig. Denn aus ihm quellen die Freude und Kraft für die anfänglich sehr mühselige Schreibarbeit. Die Schwierigkeiten des Anfangs sind durch Selbstkritik zu mindern. Der Anfänger unterlasse nie, seine Arbeit, wenn sie gedruckt ist, mit der Handschrift zu vergleichen. In den Änderungen, die der Schriftleiter an Sprache, Stil, Rechtschreibung und Zeichensetzung vorgenommen hat, kann der Anfänger leicht erkennen, wo es bei ihm hapert. Dieser ebenso treffliche wie billige Selbstunterricht mußte eigentlich von jedem wahrgenommen werden. Leider ist das nur selten der Fall. Was leicht daran zu erkennen ist, daß die Mitarbeiter die dümmsten Fehler immer wieder machen.

Um sich den Anfang zu erleichtern, sollten unsere Mitarbeiter auch die folgenden Ratsschläge beherzigen:

Man lasse nicht in dem Begleitschreiben an die Schriftleitung, daß der „interessante Artikel im Interesse aller Leser in der nächsten Nummer an hervorragender Stelle und ohne jede Änderung“ gebracht werden muß. Die ersten zwei Wünsche vermag selbst der gereizteste Schriftleiter nur selten zu erfüllen, und den letzten Wunsch wird er oft nicht erfüllen dürfen, will er den Ruf des Senders nicht ruinieren. Man verweise nicht auf irgendwelche Mitarbeiter an anderen Blättern, berufe sich auch nicht auf große Persönlichkeiten. Das ist bei der Gewerkschaftspressung ganz überflüssig. Für nebelhafte Größen hat sie kein Verständnis. Man lasse nur seine Arbeit sprechen. Die Schriftleitung tut das selbe.

Vor allem ist zu beachten

Soll aber die Arbeit gut ansprechen, dann schreibe man nicht auf Pappe, Packpapier oder alte Flugblätter, sondern auf reines und nicht zu dickes Papier. Für die Erhöhung der Postentnahme lasse man andere sorgen. Als Papiergröße wählt man am besten das dem Quartformat am nächsten kommende Din-Format (21 x 29,6 cm). Durch die Wahl des Din-Formats und eines dazu passenden Anschlägs gibt der Einzeler zu erkennen, daß er nicht nur in der Werkstatt, wo er muß, sondern auch im privaten Verkehr, wo es freiwillig geschieht, sich die wirtschaftlich so vorteilhafte Normung zu eigen macht.

Man schreibe möglichst mit der Maschine, jedenfalls mit Finte, aber nie mit Bleistift; man lasse einen breiten Rand und beschreibe nur eine Seite. Man schreibe groß und deutlich, besonders die Zahlen. Wer das nicht tut, hat sich selbst zum Schreiben, wenn sein Aufsatz liegen bleibt oder in den Papierkorb wandert. Man entschuldige nie eine schlottrige und unangenehme Schreibe mit Zeitmangel. Die Arbeit für die Zeitung muß sorgfältiger gemacht werden, als die Arbeit in der Werkstatt für die Revisionsabteilung. Denn das Werkstück kommt nur ein paar Sekunden zu Gesicht, der Zeitungsanfang aber Hunderttausenden von arglosen, kritisch veranlagten Lesern. Wenn der Verfasser eines Aufsatzes sich selbst einmal die Zeit zu sorgfältiger Ausarbeitung nimmt, braucht sie sich der Schriftleiter noch weniger zu nehmen. Vor der Ausrede mit Zeitmangel muß sich insonderheit der Anfänger hüten. Er vor allem muß auf geübene Arbeit bedacht, versehen sein. Erst wenn er sich einen Namen gemacht hat, darf er vielleicht darauf rechnen, weniger streng gemustert zu werden.

Die Anschrift des Einzlers (Name und Wohnung) muß immer deutlich am Kopfe des Aufsatzes geschrieben werden. Demos können viele unserer Mitarbeiter nichts zu halten. Wenn man die Anschrift nicht mit dem Aufsatz einschickt, dann sollte sie wenigstens einer Anfrage nach dem Schicksal des Aufsatzes nicht fehlen, weil ohnehin der Schriftleiter nicht antworten kann, selbst wenn die Anfrage in rasigstem Tone gehalten und mit schillernder Drohung gewürzt ist.

Man lege jedem unbestellten Schriftsatz einen postfertigen Umschlag, das ist ein „Anwert“ mit Anschrift und Briefmarke bei. Wenn er fehlt, nimmt die Schriftleitung an, daß der Verfasser auf die Rücksendung keinen Wert legt. Wer allgemeine gewerkschaftliche oder Verbandsfragen in der Zeitung behandeln will, muß den Nachweis der Verbandsmitgliedschaft beibringen. Die Mitteilung der Hauptnummer des Verbandsbuches genügt. An anderen gewerkschaftlichen Einrichtungen mitzusprechen sind nur Mitglieder befugt, keineswegs aber Nichtorganisierte oder Sympathisierende.

Um das Gelegte zu wiederholen: Keine Gedichte und keine Phantasiegeschichten, sondern Erlebnis, Tatsächlichkeiten, wirkliches Leben. Keine Abschreibe und wenig Plote, wohl aber Eigenes in lebendiger Darstellung. Keine Fremdworte, sondern lauberes Deutsch, kurze Sätze und lesbare Schrift. Nie die Anschrift, den Freimuttschlag und den Mitgliedsausweis vergessen. **F r i e d r i c h K u m m e r**

Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern S.-U. 628 41, 628 42, 628 43

Mit Sonntag dem 11. Mai ist der 20. Wochenbetrag für die Zeit vom 11. bis 17. Mai 1930 fällig.

Aufforderung zur Bewerbung um Teilnahme an einem Oberkurs

für Fortgeschrittene an der Wirtschaftsschule in Dürrenberg
Vom 4. August bis 8. November 1930 wird in unserer Wirtschaftsschule in Dürrenberg ein Oberkurs für Fortgeschrittene abgehalten. Schrfächer sind:

Theoretische Nationalökonomie, Wirtschaftsgeographie und Wirtschaftsgeschichte, neue Geschichte, äußere Politik, Verfassungs- und Staatsrecht, Arbeitsrecht, Handelsrecht, bürgerliches Recht, Geschichte der Arbeiterbewegung, Gewerkschaftswesen, Genossenschaftsbewegung, Sozialpolitik und Sozialversicherung, Gewerbe- und Sozialhygiene, Geschichte der Technik, Betriebs-, Unternehmens-, Rationalisations-, Nationalisierungs-, Rede- und Stillehre.

Zugelassen zur Bewerbung sind Mitglieder im Alter nicht unter 20 und nicht über 35 Jahre mit fünfjähriger Mitgliedschaft und einer ehren- oder hauptamtlichen Tätigkeit im Verband als Betriebsratsmitglied, Branchensekretär, Vertrauensmann oder Geschäftsführer von etwa zweijähriger Dauer. Voraussetzung für die Berücksichtigung der Bewerbung ist ferner geistige Regsamkeit und Aufnahmefähigkeit.

Die Bewerber haben einen selbstgeschriebenen Lebenslauf einzureichen, aus dem der Beruf, das Alter, der Familienstand, der Bildungsgang und die Tätigkeit im Verband zu ersehen ist, außerdem eine schriftliche Probearbeit über eines der folgenden Themen beizufügen:

Die Entwicklung und die Aufgaben der Gewerkschaften in der Nachkriegszeit.
Die Bedeutung des Tarifvertrags- und Schlichtungswesens für die Arbeiterklasse.

Die Metallindustrie im Gebiet meiner Verwaltungsstelle.

Die Hörer erhalten Fahrgehd 3. Klasse von ihrem Wohnort nach Dürrenberg und zurück. Für den Reisezeit wird bei ganzen Tagen eine Entschädigung von 6 M und bei halben Tagen eine solche von 3 M gewährt sowie freie Verpflegung und Wohnung während der Kursdauer. Für den entgangenen Arbeitsverdienst erhalten Bewerber eine Entschädigung von 80 M, Ledige eine solche von 40 M; für Altkorabbeiter wird bei der Berechnung der Durchschnittsverdienst der letzten 18 Wochen zugrunde gelegt. Bezüglich der Teilnehmer aus dem Angestelltenverhältnis wird vorausgesetzt, daß diesem der erforderliche Urlaub von der örtlichen Verwaltung gewährt und die an die Familie zu leistende Entschädigung mit ihm vereinbart und aus der Sozialkasse geleistet wird. Für finanzschwache Verwaltungen wird auf Antrag ein Zuschuß aus der Hauptkasse gewährt. Während des Aufenthalts der Hörer in der Wirtschaftsschule in Dürrenberg unterstehen diese der dort geltenden Hausordnung, die bei der örtlichen Verwaltung eingesehen werden kann, im übrigen auch auf Anforderung den Bewerbern zugestellt wird.

Die Bewerbungen sind bis spätestens 31. Mai 1930 an die zuständige Ortsverwaltung einzureichen.

Die Ortsverwaltung hat die Bewerbungen mit einem Entschaden versehen bis 7. Juni 1930 an den Vorstand weiterzugeben.

Aufforderung:

Der Hilfsarbeiter Wilhelm Müller, geb. am 18. September 1899 zu Rutenberg, Mitgliedsbuch Nr. 6.509 726, wird hierdurch aufgefordert, der Verwaltungsstelle Berlin R. 64, Linienstr. 83/85, seine jetzige Adresse anzugeben und die Besitzer in dem gegen ihn laufenden Verfahren zu benennen.

Abgeschlossen werden nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Warmen-Oberfeld:

Ernst Wefeler, geb. am 17. September 1905 zu Eidenfeld, Mitgliedsbuch Nr. 6.888 896, wegen Schädigung der Verbandsinteressen.

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Hamburg:

Der Metallarbeiter Jakob Eckert, geb. am 18. Mai 1890 zu Mannheim, Mitgliedsbuch Nr. 6.216 881, wegen Schädigung der Verbandsinteressen;

der Klempner Heinrich Schumann, geb. am 21. Februar 1904 zu Hamburg, Mitgliedsbuch Nr. 6.680 202, wegen Schädigung der Verbandsinteressen.

Gestohlen wurde:

Mitgliedsbuch Nr. 6.867 624, lautend auf den Maschinenschloßer Kurt Treffkorn, geb. am 21. Oktober 1910 zu Dresden. (Dresden.)

Stuttgart, Adickstraße 16. Der Vorstandsvorsitzende

Zur Beachtung! • Zutug ist fernzubalten:

von Hausanschlägern nach Berlin (Westermann & Guder) D.; von Garnierarbeitern aller Branchen nach Basel St.; von Metallarbeitern nach St. Louis in Ober-Schiff (Fa. Gröniger-Aluminiumabrit) D.

X = Lohnbewegung; D = Differenzen; v. St. = Streit in Stadt; St. = Streit; W = Währungsregelung; M = Mithände; A = Auslieferung

Anträge auf Verhängung von Sperren müssen von den Ortsverwaltungen über die Bezirksleitungen an den Vorstand eingereicht werden und ausreichend begründet sein.

Ergebnisse der Verbandstätigkeit

Bezirk Königsberg. Der Streit der Heizungsmonteure in Königsberg ist nach 14wöchiger Dauer erfolgreich beendet. Es wurde nicht nur der von den Unternehmern geforderte Lohnabzug zurückgewiesen, sondern darüber hinaus eine Erhöhung des Tarifgrundlohnes um 6 % für alle Gruppen erreicht. Der Stundenlohn beträgt jetzt für Heizungsmonteure 1,36 M und für Helfer 0,92 M. Bezirk Stuttgart. In Karlsruhe wollte die Direktion der Werksverle Berlin-Charlottenburger Industriewerke ohne Verständigung mit dem Betriebsrat oder unserer Verbandsvertretung eine neue Rechnungsartrechnung in einigen Abteilungen einführen. Diese neue Rechnungsartmethode hätte die bisherigen Akkordverdienste verringert. Ein Streik der Beteiligten war nur vermeidbar, wenn die Firma ihre Anbahnung zurücknahm. Das ist geschehen. Es erfolgte eine Vereinbarung, nach der die bisherigen Akkordverdienste sichert sind.

Gewerkschafter und Faschisten

Die Mehrzahl der sozialistischen Arbeiter hat sich wohl kaum einmal mit dem Werden und dem Gehen der Faschisten befaßt, darum wissen auch die wenigsten, daß es nie mit diesen Zeitgenossen zu einer offenen Auseinandersetzung kommen wird. Durch die ganze Geschichte des Faschismus zieht sich ein Faden, der ihr Wesen grell beleuchtet. Nie selbst in offener Schlacht sich dem Proletariat stellen, doch stets als Nutznießer einer durch Brüderzwist verlorenen Schlacht auf dem Plane erscheinen. Politisch wie gewerkschaftlich dasselbe Bild. Nach einem radikalen Regime (etwa im Arbeiterrat) eine Spanne des Niederganges, und weil da jedesmal Boden verloren ging, die Folge: festes Auftrumpfen des Unternehmers und Einstellung „verständiger“ Arbeiter, das heißt also: Einzug der Faschisten. Politisch: durch die Schwächung der Arbeiterkraft als Einheit, durch die irre Politik der kommunistischen Partei begann die Verminderung des sozialistischen Einflusses im Staate, wodurch der Raum für die Tätigkeit der faschistischen Verbände verbreitert wurde.

Sie haben die letzten Jahre ihre Taktik geändert. Während sie sich vor sieben Jahren mit der nationalen Phrase an Kleinbürgerliche Schichten wendeten, wendet sie sich heute mit der sozialen Phrase an die Industriebevölkerung. So legt der Faschismus heute verstärktes Gewicht auf die Schaffung von Einfluß in den industriellen Betrieben. Er wird dabei eifrig von den Unternehmern unterstützt. Die neue Form, der Betriebsfaschismus, unterstützt damit auch im großen Ausmaße die wenigen Bestrebungen seiner Arbeitgeber — organisatorische Stützpunkte zu bilden, um den Widerstand der Gewerkschaften zu brechen. Sein Auftreten haben wir in den verschiedensten Formen: nationale und gelbe Betriebszellen, Werkspolizei, Werksfeuerwehr und Werkspartei. Selbstverständlich wird das Klaffen des Unternehmers automatisch „technischer Rathgeber“.

Der Stahlhelm (vom 6. April) schreibt unter dem Titel „Arbeitnehmer und Arbeitgeber: Jambou, aus reinem Selbsthaltungstrieb müßte das deutsche Unternehmertum den marxistischen Arbeiter zuletzt einstellen und zuerst einstellen und den nationalen Arbeitnehmer zuerst einstellen und nur unter ganz dringlichen Fällen entlassen. Die nationalen Arbeitgeber ohne Unterschied des politischen Glaubensbekenntnisses ein t folgendes: ... Zurückdrängung der Wirtschaft der öffentlichen Hand ... Ablehnung der marxistischen Methode der Gewerkschaften bezüglich Lohn und Sozialpolitik, Durchsetzung des Leistungslohnes, Sozialpolitik im Rahmen wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit, sozialpolitische Entfremdung im Sinne sozialer Erneuerung, Ablehnung des Klassenkampfes und Arbeitsgemeinschaftliches Zusammenwirken zwischen Unternehmern und Arbeitern.“

Das wäre ja an sich nicht verwunderlich, weil alles das dem Selbsthaltungstrieb und dem Pflichtgefühl der Arbeiter entspricht. Aber die faschistischen Strippenzieher legen auch den Arbeitern etwas, und zwar das Strafbüchlein. Sie sagen den Arbeitern, was sie ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses ein t, und zwar — man passe auf! — der Kampf gegen die eben angeführten Sachen, die die Faschisten den Unternehmern als das sie Einigen vorlegen.

Es müßte ja mit dem Tausch zugehen, wenn sich die Arbeiterkraft der faschistischen Falsch- und Frechheiten nicht bewußt würde und gebührend behandelte. Die Aufgabe der freien Gewerkschaften muß es sein, dieses Bewußtsein zu stärken. Eine

wichtige Voraussetzung hierfür ist das Aufgeben unserer Anhänglichkeit, der es ja zuzuschreiben ist, daß die faschistische Gerissenheit ernten konnte. Jeder Arbeiter sei sich bewußt, daß sein Auftreten gegen diese faschistische Seuche sich und seiner Sache dient. Die Zeit der Nichts-als-Verstandesarbeit ist für uns abgelaufen. Wir stehen Fanatikern gegenüber. Es ist aber nicht gut möglich, einen Wortstreit anzufachen mit dem erhobenen Zeigefinger, wenn der Gegner eine geladene Pistole in Händen hält: Fanatismus gegen Fanatismus! Wie heißt es denn im Völkischen Beobachter vom 9. April? „Eine Partei, die ihren Appell in den Formen bürgerlicher Mäßigung an die Mitte der Nation richtet, wird diese Mitte damit auch als den tragenden Bestandteil ihres Daseins erhalten und demgemäß auch die eigene Richtung vorgeschrieben bekommen. Der fanatische Appell an den Fanatismus führt zur Zusammenballung ähnlich gesinnter Menschen und gibt damit einer solchen Bewegung durch ihre Mitglieder einen inneren fanatischen Antrieb.“ Das ist es, Gewerkschaftsmitglied, was ich auch will: das Verlorene wiederherstellen, die Ballungen der schlummernden Kräfte unserer Bewegung!

Folglich: in den Betrieben mit derselben, ja noch erhöhter Schärfe für die Notwendigkeit einer starken Bewegung arbeiten. Eine Bewegung ist nicht die Summe ihrer Mitglieder, sondern ist Machtfaktor oder nicht, je nachdem, welcher Geist sie beherrscht und belebt. Unduldsam gegen die Falschheit, fanatisch das hohe Ziel unserer Sendung, unseres Wirkens für die Arbeiterkraft vertreten! Es gilt den stärksten Wall zu halten und als Stoßblock gegen die Faschisten auszubauen. Die Faschisten werden offen zu, daß ihr Zug zur Macht entscheidend gehemmt wird durch die Gewerkschaftsbewegung: „Die Gewerkschaftsbewegung ist für uns die Schlüsselstellung im Kampf um die Macht!“ Es ist dies kein leeres Wort. Die Führer des Nationalsozialismus besitzen eines in hohem Grade: den unbeugsamen Willen zur Macht. Ihr Weg zur Macht, ein zweiter Rapp-Busch, ist abhängig von der Beherrschung der Schlüsselstellung, also des Gewerkschaftsapparates. Darüber sind sie sich klar. Es ist daher jetzt ein Zug in der Bewegung vorhanden, die Faschisten in die Gewerkschaften zu bringen, um dort ihren Geist zu verbreiten. Was wir in der Reichswehr und anderen staatlichen Einrichtungen sehen, wird auch bei uns in den Gewerkschaften Gestalt annehmen. Hier heißt es für einen jeden Kollegen wachsam zu sein und nicht noch länger mit Gefühlsuselei den Dingen zu begegnen.

Man soll mir nicht mehr mit der abgeklappten Phrase kommen: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Was hat dieses unselige Wort uns schon geschadet! Für uns Gewerkschafter ist es ein Pohn, für den revolutionären Arbeiter eine Beleidigung. Für uns heißt es in dieser Zeit der Hochspannung, der unübersehbaren Kämpfe — Bewegung und nochmals Bewegung. Es ist noch so viel zu tun. Millionen tragen noch immer ihr Joch mit einer ungläubigen und geradezu straffälligen Gleichgültigkeit. Sie aufrütteln, fanatisieren, neue Kämpfer heranbilden. Wer zu Hause sitzt und seinen Beitrag bezahlt in dem Bewußtsein, nun seine Pflicht getan zu haben, nützt der Arbeiterbewegung verdammt wenig. Sagt nicht: der Kampf ist Angelegenheit der Ortsverwaltung oder des Vorstandes — nein, er ist deine ureigenste Angelegenheit. Wir organisierten Metallarbeiter stehen den Dingen am nächsten. Zum Kampf um die Schlüsselstellung, für die Zurückdrängung des Faschismus sind wir in erster Linie berufen! Die Metallarbeiter haben die Schlüsselstellung inne. —

Staat. Er fuhr dann fort, daß er einen Vorfall über die Firma Stolzenberg in Hamburg vorzubringen habe, den er noch niemals erzählt habe:

Die Firma Stolzenberg, erklärte der Abgeordnete Baron, bekannt durch das hampurger Giftgasunglück, habe schon während des Krieges in schweizerischen Wäldern angezeigt, daß sie Schwefelkohlenstoff aufkaufe. Dieser Stoff hatte normal einen Preis von 50 Goldfranken (40 M) für 100 Kilogramm. Er dient zur Herstellung des Giftgases Phosgen. In Frankreich wurden bei Lyon und Marseille große Quantitäten des Schwefelkohlenstoffes hergestellt. Durch Stolzenbergs Anzeigen kamen nun die französischen Produzenten darauf, ihm den Schwefelkohlenstoff viel lieber zu verkaufen als ihrem Kriegsministerium, denn Stolzenberg zahlte — geknallt soviel, nämlich 500 Franken für 100 Kilogramm. Für einen Waggon von 10 Tonnen macht das 45000 Franken mehr, nämlich statt 5000 Franken 50000.

Baron erzählte weiter, daß er als Ingenieur einer Sprengstofffabrik in St. Chamaz beobachtete, wie mitten im Kriege solche Waggons gefüllt mit Schwefelkohlenstoff die offene Grenze bei Genf passierten. Er meldete das seinem Vorgesetzten, aber man ließ weiter die Waggons passieren mit jenem Stoff, von dem Baron sagte: „daß er in unsere (die französischen) Schützengräben als schwerstes Giftgas zurückkam, denn Phosgen ist 15mal tödlicher als Chlor.“ Da Baron hierin eine Frage des Gewissens sah, sandte er der großen Tageszeitung in Marseille Le Radical einen Aufsatz über: „Unser Schwefelkohlenstoff geht nach Deutschland und kommt als Giftgas zurück.“ Die Zensur verhinderte das Erscheinen dieses Aufsatzes.

Es ereignete sich nun in der Kammer ein Zwischenfall, der so bezeichnend ist für französische Geistesart, daß er geschildert werden muß. Baron fuhr fort: „Der kommandierende General jenes Bezirks war schon reichlich alt ... Dieser alte General ließ damals den Ingenieur Baron kommen, der sich ihm vorstellte, die Handschuhe in der Hand.“

Der General musterte ihn streng, runzelte die Augenbrauen und sagte dann: „Herr Ingenieur, die Hände sind gemacht, um in den Handschuhen zu stecken, und die Handschuhe sind nicht dazu da, um sie in den Händen zu halten.“ Baron merkte den kalten Wind. Der General erklärte ihm: „Sie haben einen sehr schweren Vertrauensbruch begangen; ich werde Sie vor ein Kriegsgericht stellen lassen.“

Baron, im Gefühl, ein wirkliches Verbrechen gegen unglückliche Soldaten aufgedeckt zu haben, ließ sich nicht einschüchtern. Es geschah ihm auch nichts, vielmehr unterzählte bald darauf die Regierung die Ausfuhr des Schwefelkohlenstoffes nach der Schweiz.

Baron führte weiter aus, wie derselbe Stolzenberg auch heute wieder in der ganzen Welt anzeigen läßt und Giftgasfabriken in Spanien und Rußland errichtet. Baron wandte sich darauf gegen die Kommunisten, die den Sozialdemokraten Kriegstreiberei vorwerfen, sich aber sagen lassen müssen, daß die russischen Kommunisten 280 chemische Fabriken zum Teil durch Stolzenberg errichtet hätten. Er schließt seine Ausführungen mit der Forderung, daß es gälte, den Kriegsgewinn zu zerstören und den Krieg als Verbrechen zu achten.

Die Kammer war tief bewegt durch seine Ausführungen. Es gilt, alle solche Zeugnisse des internationalen Geschäfts am vergangenen und am kommenden Krieg zu sammeln, wie zum Beispiel kürzlich ein Arbeiter in der Leipziger Volkszeitung eine höchst wertvolle Beobachtung aus dem Kriege über Verschlebung von Eisenkonstruktionen nach Frankreich durch die Firmen Thyssen und Stumm mitteilte.

D. Lehmann-Rußbildt.

Warum sind richterliche Urteile volksfremd?

Sehr aufschlußreich ist der Jahresbericht für 1929 des Präsidenten des juristischen Landesprüfungsamtes. Er ist sehr vorichtig abgefaßt. Nach dem Bericht haben die Fälle „hölliger Anzulänglichlichkeit ersichtlich abgenommen“ und „die Spitzenleistungen sind weiter gestiegen“, aber das Urteil über den Gesamtstand der juristischen Ausbildung ist nicht günstig, weil der Durchschnittsstand häufig gesunken ist. Es ist ein hartes Urteil für unsere künftigen Richter, wenn da gesagt wird, daß die Urteilsgründe in m e r z h e i t e r werden und die Prüfer immer seltener durch klare, frische, knappe, auf die Hauptfragen eingehende Vorträge erfreut werden, dagegen immer häufiger unentzähllich breite, schlecht gefasste, oft mit überflüssigen Einzelheiten und rechtsgelehrten theoretischen Ausführungen überfüllte, dabei oft auswendig gelernte oder aber grobenteils abgelesene Darbietungen über sich ergehen lassen müssen.

Es heißt in dem Bericht weiter, daß sich immer deutlicher zwei Gruppen herausbilden: die wirklich Berufenen auf der einen Seite und die nur Fleißigen, die nichts anderes suchen als eine sichere Versorgung, auf der anderen Seite. Immer stärker ist der Typus des in allem, leider auch in seinen geistigen Ansprüchen bescheidenen, in eng begrenztem Kreise befangenen, von vornherein auf Examen und Berufsversorgung eingestellten wesentlich bürokratischen Beamten anzutreffen. Immer mehr und mehr scheint der juristische Nachwuchs ohne inneren Beruf die juristische Laufbahn nur deshalb einschlagen, weil er dadurch am schnellsten zu staatlichen Bezügen gelangen zu können hofft.

Das läßt tief blicken. Wer solchen Richtern ausgeliefert ist, kann keine Hoffnungen weit herabschrauben, und es ist begreiflich, wenn dem Volkswutenden völlig widersprechende Urteile auf diese Weise „Im Namen des Volkes“ erlassen werden. Hier finden die Quellen der inneren Entfremdung von Richter und Volk. Die aus Bequemlichkeit gewordenen Richter werden sich mit den Strömungen der Zeit nicht beschäftigen und aus dem Born des Lebens schöpfen, weil sie diese Dinge nicht verstehen und vielleicht nicht zu verstehen vermögen.

Kündigung eines Betriebsratsmitgliedes

Die Firma Schwer & Co. in Offenbürg fabriziert Autoführer, Lampen, Beleuchtungskörper und andere Metallwaren. Sie befaßt sich bisher auch mit der Herstellung von Babywägengehäusen für Wägenfabriken. Diese Gehäuse wurden früher durch Metallbrüden hergestellt, heute kommt das Brüden nicht mehr zur Anwendung, vielmehr wird die Form durch Stangen, Frägen oder Ziehben hergestellt und zuletzt wird die Form durch Gehäusebrecher bearbeitet. Da die Wägenfabriken dazu übergegangen sind, die Gehäuse im eigenen Betrieb herzustellen, hat die Beklagte diesen Fabrikationszweig ausgegeben. Den drei mit der Gehäusebrecher beschäftigten Arbeitern, von denen der Kläger Vorsteher des Betriebsrats war, ist gekündigt worden. Die Beklagte hatte gemäß § 98 Abs. 2 des BGB die Zustimmung des Betriebsrats nicht für erforderlich erachtet. Der Kläger bestritt, daß eine Teilkündigung im Sinne des BGB vorliege und hält daher die Entlassung für wirkungslos. Der Kläger verlangt Fortzahlung seines Lohnes und hat in beiden Bestimmungen Recht bekommen.

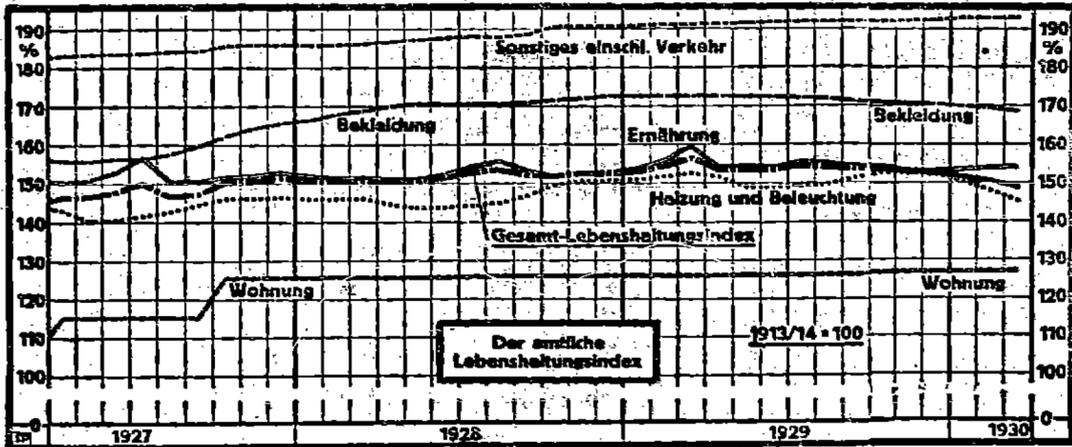
Die gegen dieses Urteil eingelegte Revision wurde auf Kosten der Beklagten zurückgewiesen. Dem Kläger habe nur mit Zustimmung der Betriebsvertretung gekündigt werden können. Die Zustimmung sei aber von der Beklagten nicht eingeholt worden, deshalb sei die Kündigung rechtsunwirksam und der Kläger habe Anspruch auf Fortzahlung seines Lohnes (RAG 668/29).

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Saitgart, Adlstraße 10

Der amtliche Lebenshaltungsindex

Die amtlichen Vergleichszahlen für die Kosten der Lebenshaltung waren seit langer Zeit bis in den Spätherbst des vorigen Jahres hinein beständig ansteigend. Erst seit dem November 1929 bewegt sich die Gesamtkurve wieder abwärts; sie folgt dabei

kurvenverlauf des Schaubildes zeigt, daß die Ernährungskosten noch weiter zurückgegangen sind als der Gesamtindex. Etwas weniger zurückgegangen ist die Vergleichszahl für Bekleidung; dagegen ist die Zahl für den Wohnungsaufwand um einen geringen



mit der üblichen Verzögerung der Bewegung, die die Großhandelspreise bereits seit einiger Zeit eingeschlagen hat. Diese Bewegung der Gesamtkostenzahl ist der Hauptsache nach bedingt durch eine Verminderung der Ernährungs-kosten. Der

Beitrag angestiegen, die Kosten für Heizung und Beleuchtung beträchtlich mehr. Auch die Gruppe „Sonstiges“, die unter anderem auch den Aufwand für Verkehr umfasst, zeigt ein langsame, aber stetiges weiteres Ansteigen.

Giftgas für Soldatenlungen

Es ist merkwürdig, daß alle Männer, die den großen Krieg mitgemacht haben oder einen neuen mitmachen müßten, durch keinen anderen Umstand so zum Nachdenken über den eigentlichen Grund der Kriege angeregt werden, wie durch die Tatsachen der internationalen Verflechtung der Rüstungsindustrie. Man kann noch so sehr die hohen Kriegsgewinne der eigenen Rüstungsindustrie am Blut der Landeskinde geißeln — da denkt mancher im stillen den alten Mühsal, daß dadurch doch tausendfache „Arbeit“ hätten. Man mag noch so sehr die Barbare des Krieges ausmalen — da denkt wieder so mancher im stillen: „Na, jeden trifft ja nicht.“ Das stimmt zwar nicht für den nächsten Krieg, aber man hält diese Warnung für Übertreibung langjähriger Gemüter. Wenn man aber beweist, wie in zahllosen Fällen Vaterlandsverteidiger von Waffen getötet sind, die sie als Arbeiter selbst angefertigt haben und die dem Feinde gegen länderhafte hohe Gewinne verkauft wurden, dann hört es mit Selbstbeiwichtigungsgründen auf. Zuerst staunt man hoch auf, ob es so etwas gibt. Das tiefe Staunen ist immer der Anfang wirklicher Erkenntnis.

Es ist nicht schön, aber menschlich, daß dieses Erschrecken vor dem wahren Gesicht des Profittkrieges erst dann erfolgt, wenn der Betroffene diese Tatsachen erfährt. Deshalb sollte man fortfahren in der Sammlung solcher Tatsachen. Gerade die Metallarbeiter können in ihren Betrieben die Entwicklung solcher Möglichkeiten auch für die Zukunft am besten beobachten. Rückichtslose Aufdeckung ist das wirksamste Mittel. Den bereits in meiner Schrift „Die blutige Internationale der Rüstungsindustrie“ dafür vorgebrachten Beispielen sei heute ein neues, besonders tragisches hinzugefügt, da es die modernste Waffe, das Giftgas angeht. Es handelt sich um französische chemische Stoffe, die über die Schweiz nach Deutschland gehandelt wurden, um hier zu dem Giftgas Phosgen verarbeitet zu werden.

Am 15. Dezember 1929 gab darüber der französische sozialistische Abgeordnete Charles Baron, ein Ingenieur und Chemiker, in der Kammer bei der Beratung des Heereshaushalts eine Darstellung. Er besprach zunächst die Rolle der Monopole für Explosivstoffe und deren Begünstigung durch den

